C
1240
1

WIDENER
HN U73T N

C 1249.1

Harvard College Library

By Exchange

Digitized by Google

3103

ZUR FEIER

DES

REFORMATIONSFESTES

UND DES

ÜBERGANGS DES REKTORATS

AUF

DR. KARL BINDING

LADET HIERMIT EIN

DER REKTOR DER UNIVERSITÄT

DR. KARL CHUN

DURCH DEN

DESIGNIERTEN DEKAN DER THEOLOGISCHEN FAKULTÄT

D. LUDWIG IHMELS.

DER LOHNGEDANKE UND DIE ETHIK JESU.

LEIPZIG 1908.
DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN
UNIVERSITÄTSBUCHDRUCKER.

Digitized by Google

~~III. 12592~~

C1249.1

Harvard College Library
NOV
From

Am 31. Oktober wird die Universität das Gedächtnis der Reformation durch einen Festgottesdienst in der Paulinerkirche feiern. Am Sonntag nachher, den 1. November, wird unmittelbar nach Beendigung des Hauptgottesdienstes gleichfalls in der Paulinerkirche der Student der Theologie KARL STRAUSS aus Neudeck eine kurze lateinische Rede halten über das Thema: *Lutherus quid de libertate christiana docuerit.*

An den Gottesdienst am 31. Oktober schließt sich um 11 Uhr die Feier des Rektoratswechsels in der Aula der Universität, wobei der derzeitige Rektor Dr. ph. KARL CHUN, ordentlicher Professor der Philosophie, über das Studienjahr 1907/1908 Bericht erstatten und sodann das Rektorat seinem erwählten und bestätigten Nachfolger Dr. jur. KARL BINDING, ordentlichem Professor der Jurisprudenz, feierlich übergeben wird.

Zu dieser doppelten Feier wird im Namen des Rektors durch das vorliegende Programm geziemend eingeladen.

Leipzig, den 18. Oktober 1908.

Digitized by Google

In einer Schrift, die zur Feier des Reformationsfestes einladet, dürfte eine Erörterung des Problems nicht fernliegen, welches die Stellung des Lohngedankens innerhalb der Verkündigung Jesu aufgibt. Der Kundige weiß, daß an diesem scheinbar so geringen Punkt die schwerwiegendsten Fragen zusammentreffen, die zum Teil auch für das Recht oder Unrecht des reformatorischen Standpunktes entscheidend sind. Im Mittelpunkt der reformatorischen Verkündigung steht das: „Aus Gnaden allein", wie verträgt sich damit, daß in der Predigt Jesu auch der Lohngedanke begegnet? An der religiösen Ethik rühmen wir, daß sie den Christen mit Bewußtsein in die Wirklichkeit des ihn umgebenden Lebens hineinstellt, tritt das nicht notwendig zu der Vorstellung von einem jenseitigen Lohn in Gegensatz? Endlich kann es scheinen, als ob alle religiöse Ethik, wenn sie irgendwie des Lohngedankens sich annimmt, notwendig der Gefahr des Eudämonismus erliege. Es sind Gedanken, die so oder anders oft genug ausgesprochen sind, und sie haben nicht selten auch dazu geführt, daß man entweder den Lohngedanken nach Möglichkeit aus der Verkündigung Jesu hinwegzuschaffen suchte, oder aber der reformatorischen Anschauung mit einer gewissen Verlegenheit gegenüberstand. Neuerdings hat man sogar auf verschiedenen Seiten geradezu eine Schwäche in der herkömmlichen Position der Kirche darin sehen wollen, daß sie mit dem Lohngedanken nichts anzufangen wisse. Wie ist darüber zu urteilen?

Was ist der Sinn des Lohngedankens? Und in welchem Sinne bekennt Jesus sich zu ihm? Erst wenn diese Fragen eine Antwort gefunden haben, wird abschließend festgestellt werden können, wie die christliche Ethik sich zu dem Lohngedanken zu stellen hat.[1])

1) Zur Literatur vergleiche besonders: Kirn, Artikel „Lohn" in P. R. E³. Dort ist auch die hauptsächlichste bis dahin erschienene Literatur angegeben. Von der seitdem erschienenen ist besonders zu nennen die Monographie von Kirchner „Der Lohn usw.", 1908 und der betreffende Abschnitt aus Wendt: „System der christlichen Lehre" p. 537 ff.

Digitized by Google

I.

1) Der Lohngedanke hat seine Heimat in dem Gebiet des Wirtschaftslebens. Er bedeutet dort die Entschädigung, welche jemandem für eine Arbeitsleistung gewährt wird, zu der er rechtlich dem anderen gegenüber nicht verpflichtet war. Vorausgesetzt ist dabei, daß ohne eine solche Entschädigung objektiv und subjektiv die Übernahme der Arbeitsleistung nicht erwartet werden kann. Daraus folgt aber sofort, daß grundsätzlich angesehen Äquivalenz des Lohnes im Vergleich zur Leistung gefordert werden muß. Hat man einmal anerkannt, daß eine bestimmte Leistung ohne Entschädigung nicht erwartet werden kann, dann liegt darin bereits eingeschlossen, daß diese Entschädigung der Leistung entsprechen muß. Was praktisch möglich oder wirklich ist, kommt dafür ebensowenig in Betracht, wie die Frage, ob und wie im einzelnen Fall jene Äquivalenz sich bestimmen läßt.

Dann aber leuchtet sogleich hier ein, wie unerträglich die Übertragung des Lohngedankens in diesem Sinn auf das Verhältnis des Menschen zu Gott sein würde. Das Verhältnis Gottes zu den Menschen würde zu einem privaten Vertragsverhältnis und der Lohn zu einem direkten Motiv des sittlichen Handelns. Mit anderen Motiven: Degradierung der Moral zu einem privaten Dienstverhältnis Gott gegenüber und Begründung derselben auf eudämonistische Motive, das scheint die unausbleibliche Folge einer derartigen Anwendung des Lohngedankens zu sein.

2) Die Bedenken steigern sich noch, wenn man hinzunimmt, daß der Lohngedanke zugleich notwendig rechtlicher Natur ist. Wie immer man auch über die Entstehung des Wirtschafts- und Rechtslebens in ihrem Verhältnisse zu einander denken mag, das ist jedenfalls sicher, daß das Wirtschaftsleben aufs engste mit dem Rechtsleben verknüpft ist. Selbst zu einer bestimmten Abgrenzung des Lohnbegriffes kommt man nur, wenn man ihn zugleich als einen rechtlichen versteht. Gerade theologische Versuche, den Lohngedanken näher zu bestimmen, können das lebhaft zum Bewußtsein bringen. Bernhard Weiß hat in einer Abhandlung, die für die weitere Behandlung unsers Problems vielfachen Anstoß gegeben hat,[1]) nach-

1) Weiß: Die Lehre Christi vom Lohn. Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben. 1853. p. 319 ff.

Digitized by Google

drücklich den Satz vertreten, daß nur das über die Pflicht hinausgehende Handeln Lohn verdiene. Offenbar ist das eine durchaus irreführende Abgrenzung; der Pflichtbegriff kann an sich unmöglich zur Abgrenzung des Lohnbegriffs dienen. Jedenfalls ist ja die Durchführung eines einmal eingegangenen Lohnverhältnisses einfache Pflicht. Aber auch die Übernahme dieses Verhältnisses kann nicht bloß Pflicht sein, es wird vielmehr sofort untersucht werden müssen, in welchem Sinn sie unter allen Umständen auch der Beurteilung unter dem Gesichtspunkt des Pflichtmäßigen unterliegt. Mit Recht ist daher jene Abgrenzung von den Späteren durchweg aufgegeben, und viel richtiger ist es, wenn statt dessen die neueste Darstellung von Kirchner vor allem die Freiwilligkeit des Eintritts für konstitutiv erklärt (p. 48). Nur kann der Ausdruck leicht im Sinne der Willkür mißverstanden werden, und es kommt jedenfalls nicht zum Ausdruck, daß von vornherein das Verhältnis auch sittlicher Beurteilung untersteht. Dafür wird ausdrücklich Raum geschaffen, wenn jene Freiwilligkeit sogleich in dem Sinne näher bestimmt wird, daß keine rechtliche Verpflichtung für die Übernahme des Lohnverhältnisses besteht. Tatsächlich wird auch Weiß auf etwas ähnliches hinauswollen; aber der Fehler entsteht dadurch, daß nicht zwischen einer Verpflichtung in sittlichem und rechtlichem Sinn unterschieden und ebenso nicht bestimmt die Begründung des Lohnverhältnisses ins Auge gefaßt wird.

Der Eintritt in ein Lohnverhältnis ist, rechtlich betrachtet, durchaus frei. Seine Durchführung kann dagegen erzwungen werden. Wieder können wir hier die Streitfrage ganz unerörtert lassen, ob Erzwingbarkeit für das Wesen des Rechtes konstitutiv ist oder nicht, jedenfalls gehört auch zu den Merkmalen des Rechtes, daß es über das Mittel des äußeren Zwanges verfügt. Dafür macht es selbstverständlich nichts aus, ob gelegentlich auch brutale Gewalt einen Zwang auszuüben vermag oder umgekehrt das Recht unter Umständen seinen Zwang nicht durchzusetzen imstande ist; es handelt sich eben nicht um ein empirisches, sondern ein ideelles Urteil. So liegt es auch in der Idee des Vertragsverhältnisses, daß seine Durchführung erzwingbar ist, insbesondere kann der Lohnarbeiter seinen Anspruch auf Lohn bei dem Arbeitgeber durchsetzen. Dann leuchtet vollends ein, wie unmöglich es ist, den eigentlichen Lohnbegriff auf das Verhältnis des Menschen zu Gott anzuwenden. Für die evangelische Betrachtungsweise versteht es sich ganz von selbst, so gewiß Gnade und

Digitized by Google

Recht Gegensätze sind. Man darf aber getrost hinzusetzen, daß jedes wirklich religiöse Empfinden sich gegen die Vorstellung in jeder Form sträubt, als könne Gott einem Zwange unterliegen.

3) Das alles ist nun freilich nur die eine Seite der Sache. Es wurde bereits angedeutet, daß der Lohnbegriff zugleich durchaus sittlicher Beurteilung unterliegt. Die Durchführung des Lohnverhältnisses kann erzwungen werden, — aber der sittlich Denkende wird es darauf nicht ankommen lassen. Ebenso wird er es nicht für eine Sache der Willkür halten, ob er gegebenenfalls ein Lohnverhältnis übernimmt oder nicht. Nicht bloß darum handelt es sich dabei, daß unter Umständen die sittliche Forderung der Selbsterhaltung oder auch der Fürsorge für die Angehörigen die Übernahme eines solchen Verhältnisses zur Pflicht machen kann; auch in solchen Verhältnissen vielmehr, wo eine derartige Notwendigkeit nicht vorliegt, verurteilen wir es, wenn jemand aus Bequemlichkeit oder anderen nichtigen Gründen dem Dienst der Gesamtheit sich entzieht. Ebenso tadeln wir gegebenenfalls den Mann, der ohne sittlich berechtigten Grund einem anderen eine Arbeitsleistung verweigert, auf die dieser angewiesen ist. In beiden Urteilen kommt unwillkürlich zum Ausdruck, daß wir eine sittliche Verpflichtung kennen, die der Gesamtheit und abgeleiteterweise dem Einzelnen gegenüber besteht. Wirklich sichergestellt kann diese Erkenntnis freilich nur da werden, wo man in der Menschheit einen lebendigen Organismus sieht, in welchem ein Glied dem anderen zu dienen schuldig ist. Wo das verstanden wird, da wird auch die geringste Lohnarbeit dadurch geadelt, daß sie zugleich zu einem Dienst wird, der für das Ganze Bedeutung hat. Man darf wohl sagen, daß das vielleicht der wertvollste Dienst ist, den die Ethik für die Lösung der sogenannten sozialen Frage leisten kann, daß sie für eine derartige Beurteilung aller Arbeit Verständnis zu schaffen versucht. Gerade, je geringer eine Leistung ist, umsomehr hat der betreffende nötig, mit dem Gedanken sich zu durchdringen: „Einer muß an diesem Platze stehen, warum soll nicht ich dieser eine sein?“

Indes, so sehr auch diese Gedanken neben dem der Lohnvorstellung Platz haben, so notwendig treten sie doch innerhalb des Lohngedankens selbst völlig zurück. Ja, die Lohnanschauung als solche kann überhaupt nicht mit ihnen rechnen. Das ist im wirtschaftlichen Leben auf der einen Seite gerade ihre Stärke, auf der anderen Seite liegt aber hier auch ihre

Digitized by Google

Schwäche. Es ist die Stärke des Lohngedankens. Man hat wohl [1]) den Egoismus als den eigentlichen Hebel des ganzen Verkehrs gepriesen. Auch derjenige, der schon im Blick auf die Vieldeutigkeit des Wortes Egoismus Bedenken tragen würde, jenem Lobpreis sich ohne weiteres anzuschließen, wird doch die Wahrheit in dem Urteil nicht verkennen. In der Tat würde ein Experiment, das den gesamten Verkehr rein auf ideale Motive begründen wollte, gewiß nicht glücken. Man kann nur hinzufügen, daß auch die Ethik gar keinen Anlaß hat, ein derartiges Experiment empfehlen zu wollen. Es ist auch vom ethischen Standpunkt aus gar nichts dagegen einzuwenden, daß der Dienst, den der einzelne der Gesamtheit leistet, irgendwie auch ihm selbst zugute kommt. Zwar steht hier offenbar schon das Problem vom Verhältnis des Egoismus zum Altruismus im Hintergrund, auf das wir nicht eingehen dürfen. Aber wie man auch im einzelnen entscheiden mag, so wird doch gerade die Ethik den Satz einschärfen wollen, daß der Arbeiter auch seines Lohnes wert ist. Und es ist ebenso lediglich eine Versuchung zur Unwahrhaftigkeit, wenn man die einfache Tatsache verdecken zu müssen meint, daß auch die sogenannten höheren Berufsarten ihren Trägern regelmäßig zugleich die Existenz begründen und begründen sollen. Ja, man darf auch vom ethischen Standpunkt aus noch einen Schritt weiter gehen. Selbst im Interesse der Selbständigkeit des anderen wäre es gewiß nicht zu wünschen, wenn er lediglich auf Dienste angewiesen wäre, die er selbst in keiner Weise vergelten könnte. Es müßte für ihn daraus eine innere Unfreiheit erwachsen, die es ihm unmöglich machte, das zu werden, was er doch sein soll: bei aller Bedingtheit durch die Gesamtheit eine selbstständige Persönlichkeit.

Aber wenn man das auch noch so nachdrücklich betont, so wird doch wiederum auch der begeistertste Lobredner des Egoismus nicht behaupten, daß auf ihm allein etwa das Verkehrsleben aufgebaut werden könnte. Man hat freilich wohl deutlich zu machen versucht, daß das wohlerwogene Interesse des einzelnen von selbst ihn zwingen werde, auf das Interesse der Gesamtheit Rücksicht zu nehmen. Aber wenn wirklich das eigene Interesse lediglich entscheidend sein soll, dann wird es doch höchstens zu einer Frage der Klugheit, ob der Mensch in dem einen Falle

1) Von Ihering: Der Zweck im Recht. 4. Aufl. p. 90.

Digitized by Google

sich den anderen ganz entzieht, oder im anderen Falle sie nach Möglichkeit für seine Zwecke auszubeuten sucht. Dazu kommt, daß wirklicher Kulturfortschritt nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß immer wieder jedenfalls einzelne von rein idealen Motiven sich leiten lassen. Endlich kann der Lohngedanke, im eigentlichen Sinn verstanden, der Arbeit nie wirklich persönliche Motive zuführen, der menschliche Verkehr kann nun aber einmal nicht als bloße Arbeitsmaschine bestehen.

Aus dem allen ergibt sich, daß der Lohngedanke nicht einmal auf seinem eigensten Gebiete des wirtschaftlichen Verkehrs das Leben für sich allein wirklich ausreichend zu regeln vermag. Es bedarf neben ihm anderer Motive, für die er zwar durchaus Raum läßt, die er aber keineswegs selbst in sich aufzunehmen im stande ist. Sollte dann nicht vollends eine Übertragung des Lohngedankens auf das rein sittliche Gebiet oder gar auf das Leben der Religion von vornherein ausgeschlossen sein?

4) Die aufgeworfene Frage macht sich noch dringender geltend, wenn der eben angedeuteten Erkenntnis weiterer Raum gegeben wird, daß aller Lohn als solcher zuletzt nur äußere Arbeitskraft dienstbar machen kann. Mit vollem Recht hat man geurteilt, daß auf dem Boden des Lohngedankens die menschliche Arbeit wie eine Art Ware erscheine, die gewissermaßen gegen den Lohn ausgetauscht werde. Alle menschliche Arbeit soll aber nicht darin aufgehen, Ware zu sein. Man darf sagen, das schwerste Problem, welches die fortschreitende Technik der Ethik stellt, ist dies, daß die Maschine die Arbeiter an ihr selbst zur Maschine zu machen droht. Immerhin bleibt selbst im schlimmsten Falle in der Weise, wie die Arbeit übernommen und durchgeführt wird, für die persönliche Betätigung Raum. Gerade die Gesinnung aber, in welcher eine Arbeit geschieht, kommt für die ethische Wertabschätzung der Arbeit ja vor allem in Betracht. Und gerade hier versagt der Lohnbegriff völlig. Wie weit auch im übrigen die früher grundsätzlich geforderte Äquivalenz zwischen Lohn und Leistung praktisch durchführbar sein mag, — an diesem über alles entscheidenden Punkte bleibt sie unter allen Umständen unerreichbar. Es ist uns das auch, wo es sich um die sogenannten höheren Berufsarten des Arztes, des Schriftstellers, des Geistlichen, des Lehrers, des Beamten usw. handelt, eine durchaus geläufige Erkenntnis. Es ist in der Tat nicht bloße Courtoisie, wenn der Sprachgebrauch ihnen gegenüber von einem Lohn zu reden vermeidet, sondern statt dessen von Honorar,

Digitized by Google

Gehalt usw. spricht; es kommt darin ganz unmittelbar die Empfindung zum Ausdruck, daß es hier um eine so stark persönliche Leistung sich handele, daß der Gedanke unerträglich sei, durch irgendwelche äußere Entschädigung sie abfinden zu wollen. Man muß sich nur klar machen, daß das schließlich auch seine Konsequenzen für die niedrigsten wirklichen Dienstleistungen nach sich zieht; auch in ihnen, wo sie recht geschehen, bleibt ein persönlicher Rest, der nicht mit Geld abgelehnt werden kann. Wenn der Arbeiter, der seine Maschine bedient, die Selbstverleugnung, die damit ihm zugemutet wird, mit klarem Bewußtsein als seine sittliche Tat vollzieht, dann gebührt ihm gewiß dafür nicht weniger persönliche Anerkennung, als einem geistigen Arbeiter, der seine Gaben für einen weiten Kreis Gleichgesinnter dienstbar machen darf.

Das alles bedeutet aber nichts anderes, als daß der Lohngedanke auf seinem allereigensten Gebiet schließlich versagt. Er vermag nicht einmal das in vollem Umfange zu leisten, was er leisten will: eine Entschädigung für eine empfangene Arbeitsleistung. Für das, was diese wirklich wertvoll macht, ihren persönlichen Charakter, hat er kein Äquivalent. Es könnte aber scheinen, als ob an diesem Punkte der Begriff der Belohnung eine gewisse Ergänzung zu bieten vermöge. In gewissem Sinne ist dem in der Tat so. Wenigstens kommt man nur dann zu einer deutlichen Abgrenzung dieses Begriffes gegenüber dem Lohngedanken, wenn man unter der Belohnung eine solche Vergeltung versteht, auf die der andere keinen rechtlichen Anspruch hätte. Daher bietet er allerdings Spielraum für persönliche Anerkennung eines als persönlich empfundenen Dienstes. Wenn ich dem Lohn, den ich dem anderen schulde, noch eine außerordentliche Belohnung hinzufüge, so kann das jedenfalls ein Ausdruck dafür sein, daß mit der Auszahlung des bedungenen Lohnes nicht auch schon die persönliche Dankesschuld abgetragen sein soll. Aber man muß sofort hinzufügen: auch nur, wenn die Belohnung so verstanden sein will und verstanden wird, erreicht sie wirklich ihren Zweck. Dagegen muß sie direkt peinlich empfunden werden, wenn auch nur der Schein entsteht, als ob durch sie nun wirklich der persönliche Rest in der Leistung des anderen beglichen sein solle. Der eigentliche Lohngedanke erhebt einen derartigen Anspruch gar nicht, daher kann er auch nach dieser Richtung nicht mißverstanden werden. Hier dagegen machte man sich wirklich der Roheit schuldig, persönlichen Dienst durch äußeren Entgeld abfinden zu wollen. Das

Digitized by Google

müßte um so peinlicher wirken, als notwendig aller Belohnung, eben weil sie der äußeren Norm entbehrt, in etwas der Charakter einer gewissen Willkür anhaften wird. Ganz ähnlich steht es bei der öffentlichen Belohnung, wie sie im Leben der Gemeinde und des Staates besonderen Verdiensten zuerkannt wird. Auch hier ist gewiß Gelegenheit, persönlichen Dienst als solchen zu würdigen. Aber auch hier kehrt dieselbe Gefahr wieder, die eben bezeichnet wurde, und sie wird hier noch dadurch verstärkt, daß der Belohnung einer Gemeinschaft notwendig bis zu einem gewissen Grade unpersönlicher Charakter anhaftet, und zugleich in ganz anderem Maße hier die Gefahr der Willkür droht.

Erst recht unglücklich würde es freilich sein, wenn man wenigstens dem letzten Übelstande dadurch abhelfen würde, daß man auch für die Belohnung rechtliche Normen aufstellte. Von Jhering hat das alte römische Recht lebhaft gelobt, weil in ihm dem Strafrecht ein Lohnrecht entspreche (I⁴ p 142), und er hält auch für uns eine Entwicklung für wünschenswert, die ebenfalls die öffentliche Belohnung nach festen Normen regele. Man wird schwerlich dem Urteil zustimmen können. Freilich, die Willkür, welche der Belohnung anhaftet, wäre gründlich beseitigt, aber um den Preis, daß die Belohnung selbst wieder zum rechtlichen Lohne würde, der dann notwendig auch wieder schließlich nach äußeren Kriterien verteilt werden müßte. Das heißt aber, daß das persönliche Moment, welches in der Belohnung sichergestellt werden sollte, wieder nicht zu seinem Recht käme, und die Folge würde zuletzt die sein, daß der Staat einen Lohndienst begünstigte und erzeugte, der um so bedenklicher wäre, als er in der Maske ideeller Gesichtspunkte aufträte. Soll der Begriff der Belohnung das bleiben, was er ist, dann wird man innerhalb menschlicher Verhältnisse bei ihm eine gewisse Unsicherheit der Anwendung in Kauf nehmen müssen. Dagegen wird das andere Bedenken in dem Maße überwunden, als die Belohnung in ideellen Gütern sich vollzieht. Ganz freilich nur dann, wenn sie zum schlichten Ausdruck persönlicher Anerkennung persönlichen Dienstes wird.

Hat es mit dem Begriff der Belohnung diese Bewandtnis, dann muß von vornherein bezweifelt werden, daß durch seine Einführung die Schwierigkeiten sich einfach heben werden, welche der Übertragung des Lohnbegriffes auf das Verhältnis des Menschen zu Gott im Wege stehen. Vielfach hat man freilich im Ersatz des Lohngedankens durch den Begriff

Digitized by Google

der Belohnung das lösende Wort finden wollen. Es ist das insofern begreiflich, als in dem Begriff der Belohnung kein rechtlicher Anspruch geltend gemacht wird, der dem evangelischen Empfinden vor allem unerträglich ist. Aber es wäre erst recht verhängnisvoll, wenn statt dessen die Vorstellung einer Willkür in Gott sich einbürgerte. Willkür und Gnade sind zwei völlig verschiedene Dinge. Durch Gnade allein zu leben, ist dem religiösen Empfinden nichts Fremdartiges, durch Gottes Willkür leben zu sollen, wäre dagegen für die Religion tödlich. Indes braucht mit dem Gedanken der Belohnung in der Anwendung auf Gott auch ja keineswegs die Vorstellung der Willkür verbunden zu werden. Was gleichwohl seine Übertragung in der bisher besprochenen Form auf das Verhältnis zu Gott unmöglich macht, ist dies, daß auch er von der Voraussetzung aus gebildet ist, daß der Mensch im Verkehr mit den anderen sich persönliches Verdienst erwirbt, das auf persönliche Vergeltung Anspruch erheben darf. Zwar wird dieser Anspruch ja nicht im rechtlichen Sinne verstanden, aber nicht, weil überhaupt von einem Rechtsanspruch dem andern gegenüber keine Rede sein könnte, sondern zuletzt nur, weil er das Verdienst des Menschen noch nicht erschöpft. In der Anwendung auf Gott würde das doch wieder heißen, daß Gottes Verhältnis zum Menschen nach Analogie eines Privatverhältnisses gedacht würde, — das aber ist für alle echte Religiosität tödlich. Auf Gott kann der Begriff der Belohnung jedenfalls nur in dem Sinne übertragen werden, daß an eine Anerkennung des Guten als des Guten gedacht wird, — das heißt aber bereits dem Folgenden vorgreifen.

Ebensowenig wie der Begriff der Belohnung kann der Begriff des Gnadenlohnes die Schwierigkeiten lösen. Er kann sich dadurch zu empfehlen scheinen, daß er die beiden biblischen Grundbegriffe, die in unserer Frage in Spannung zu treten drohen, kombiniert. Aus der populären Verkündigung braucht diese Kombination auch so wenig verdrängt zu werden, wie der Begriff des Lohnes oder der Belohnung. Soll er aber ernstlich das lösende Wort bedeuten, dann muß dem allerdings widersprochen werden. Wenn er nicht mit der Vorstellung einer Belohnung zusammenrücken soll, dann muß er auf den Gedanken hinausgeführt werden, daß zwar der Mensch im strengen Sinne Gott gegenüber nichts verdienen kann, Gottes Gnade ihn aber doch instand setzt, Lohn zu erwerben. Das ist das Verständnis der katholischen Kirche, mit dem

Digitized by Google

sie allen Seiten gerecht zu werden hefft. Wo es nötig ist, kann sie den Gedanken der Gnade nachdrücklich betonen, praktisch aber vermag sio ihre Gläubigen anzuweisen, nach dem Lohn des ewigen Lebens zu trachten. In Wirklichkeit drängt jene Kombination nach der einen oder anderen Seite weiter. Entweder fällt der Nachdruck daranf, daß das ewige Leben als Lohn für gegenwärtige Leistung verdient sein will, dann bleibt für die Gnade höchstens im Sinne einer übernatürlichen Kraftausrüstung Raum, oder aber es soll wirklich festgehalten werden, daß Gnade Gnade ist, dann bleibt für eine gleichzeitige Betonung eines Anspruches auf Lohn kein Platz.

5) Das Resultat scheint immer wieder zu sein, daß der Lohnbegriff überhaupt auf das Verbältnis des Menschen zu Gott nicht angewandt werden darf. Ist er im eigentlichen Sinne gemeint, dann gilt das in der Tat, und anch ein Ersatz oder eine Ergänzung des Begriffes durch den Gedanken der Belohnung und des Gnadenlohnes vermögon die Bedenken nicht wirklich zu beseitigen. Immer bleiben wir auf dem Boden privatrechtlicher Analogien. Nun aber übertragen wir den Lohnbegriff auch auf das rein sittliche Gebiet. Dem Sprachgebrauch ist es se geläufig, daß er sogar ven einem „Lohn der bösen Tat“ redet. Das ist die Frage, die allein übrig bleibt, ob in einer derartigen Übertragung des Begriffes Wahrheit liegt, und ob ven da aus auch eine Anwendung auf das Verhältnis des Menschen zu Gott sich rechtfertigen läßt. Beide Fragen gehören zuletzt eng zusammen, wie es denn nicht zufällig ist, daß eine Ethik, welche von Gott als einem Garanten des Sittlichen nichts weiß, auch mit dem Lohngedanken nichts anzufangen vermag. Es fehlt ihr zuletzt eben auch der Garant der sittlichen Vergeltung. Denn daß niebt etwa die menschliche Gemeinschaft die Vergeltung des Guten übernehmen kann, sellte sich freilich von selbst verstehen. Sie ist völlig im Recht, wenn sie das Gute, dessen Objekt sie selbst ist oder ihre Glieder, in der früher angedeuteten Weise zum Gegenstande einer Belohnung macht, aber sie kann — von pädagogischen Maßnahmen, die sebließlich nicht hierber gehören, abgesehen — nicht auf den Gedanken kommen, eine Vergeltung des Guten als solchen übernehmen zu wollen.

Lassen wir uns abor durch die Frage nach der Möglichkeit einer Vergeltung nicht verwirren, dann wird man urteilen müssen, daß der Gedanke tief im Menschen begründet ist, daß das Gute nie ganz in der

Digitized by Google

Welt untergehen kann, sondern irgendwie Vergeltung finden muß. Sogar die Tatsache legt an ihrem Teil dafür Zeugnis ab, daß man auch da, wo man einen von der sittlichen Leistung verschiedenen Lohn nicht mehr anzuerkennen vermag, doch noch von einem Lohn spricht, der in dem sittlichen Tun selbst liegt. Streng genommen ist das ein Widerspruch in sich selbst, da es sich in dem Lohn ja gerade um einen Ertrag der Leistung handelt, der von ihr selbst verschieden ist; um so wertvoller ist, daß man trotz dieses Selbstwiderspruches den Gedanken des Lohnes nicht ganz fahren lassen mag. Freilich vermag die Sache, die man im Auge hat, so bedeutsam sie an sich ist, die Frage, die hier aufgeworfen ist, unter allen Umständen nicht aus der Welt zu schaffen. Denkt man bei jener Formel an die Selbstbefriedigung, welche das Tun des Guten notwendig mit sich führt, dann ist man mit dem Hinweis selbstverständlich im Rechte, aber es fragt sich ob jene Befriedigung auch nur rein psychologisch angesehen wirklich verständlich gemacht werden kann, wenn sie nicht die Gewißheit in sich schließt, daß das Gute dem tausendfachen Widerspruche gegenüber auch einmal irgendwie als das Gute offenbar werden muß.

Indes kann diese Frage hier nur vorläufig aufgeworfen werden. Vor einer definitiven Antwort bedarf es zuerst dessen, daß wir nunmehr den Gebrauch, welchen die Verkündigung Jesu vom Lohngedanken macht, feststellen.

II.

1) Wer der Ethik Jesu wirklich gerecht werden will, kann sich kaum ernstlich genug mit der trivialen Erkenntnis durchdringen, daß Jesus kein System der Ethik hat bieten wollen. Man hat neuerdings sogar Bedenken geäußert, ob es überhaupt wohlgetan sei, von einer Ethik Jesu zu reden.[1]) Auch wenn man an diesem Ausdruck keinen Anstoß nehmen will, wird man doch den Satz, der dort in der Begründung zu lesen ist, sich gesagt sein lassen müssen, daß jedes Abzielen auf systematische Zusammenfassung seiner Grundsätze Jesu fremd sei. Er redet eben nicht für die Schule, sondern für das Leben, er stellt sich mit den Seinen in die Wirklichkeit hinein, die sie umgibt und gibt für diese Wirklichkeit Anweisung. Er

1) Heinrici, Ist die Lebenslehre Jesu zeitgemäß? p. 4.

Digitized by Google

tut das freilich nicht als schlechter Empiriker, der für zufällige Situationen zufällige Instruktionen ausgäbe, er tut es vielmehr so, daß überall grundsätzliche Entscheidungen erkennbar werden. Auf dieser Eigenart der Verkündigung Jesu beruht auf der einen Seite, daß unter Umständen eine buchstäbliche Erfüllung der Anweisungen Jesu ohne Rücksicht auf die konkrete Situation geradezu mit der Absicht des Herrn in Widerspruch treten kann, auf der andern Seite wird durch diese Art möglich, daß die ethischen Anweisungen, welche Jesus den Fischern vom galiläischen Meer vorträgt, aller Zeit etwas zu sagen haben und für alle Lebensverhältnisse normierende Kraft besitzen. Es ist daher töricht, wenn man heute gern Klage und Anklage erhebt, daß die Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts auf mannigfache Fragen bei Jesu überhaupt keine Antwort erhielten. Viel mehr als eine spezielle Ethik für alle Zeiten zu bedeuten gehabt hätte, hat die Tatsache zu bedeuten, daß Jesus überall es auf Betonung einer Gesinnung abgesehen hat, die in allen Situationen sich zu bewähren imstande ist. Aber wenn man in diesem Sinne bestimmt für die Ethik Jesu Allgemeingültigkeit in Anspruch nehmen muß, dann muß man ebenso bestimmt auch mit dem andern Ernst machen, daß Jesus jene Gesinnung nicht in abstrakten Erörterungen zu bilden versucht, sondern in konkreten Anweisungen, die in ihrem Inhalt, wie in ihrer Form durchaus durch die Situation des Redenden bedingt sind. In ihrem Inhalt wollen sie notwendig von dem Boden aus, auf dem sie erwachsen sind, verstanden sein, die Form aber erhält ihre Ausprägung durch die Notwendigkeit, mit den denkbar einfachsten Volkskreisen sich zu verständigen.

Macht man diese einfachen Dinge sich klar, dann tritt die Verwendung des Lohngedankens in der Ethik Jesu von vornherein in ein andres Licht. Wollte der Herr den unzerreißbaren Zusammenhang zwischen Zeit und Ewigkeit, der für alle religiöse Ethik unaufgebbar ist, in populären Bildern veranschaulichen, dann bot sich neben dem Gleichnis von Saat und Ernte kaum ein anderes so unmittelbar dar, wie das von Arbeit und Lohn. Dazu kam, daß der Gedanke an einen von Gott zu erwartenden Lohn den Kreisen, auf die Jesus wirken wollte, durchaus geläufig war. Dann mußte sich wieder von vornherein eine Anknüpfung an diesen Gedanken nahe legen, vorausgesetzt, daß er irgendwie geeignet war, die Gedanken Jesu selbst auszudrücken. Also, über die Tatsache, daß Jesus den Lohngedanken in seiner Verkündigung verwendet, hat man an sich jedenfalls keinen An-

Digitized by Google

laß, verwundert zu sein. Die Frage kann nur sein, wie der Herr diesen Gedanken gebraucht.

Um auf diese Frage eine Antwort zu gewinnen, reicht es nun freilich nicht aus, nur diejenigen Aussagen zu untersuchen, welche direkt von einem Lohne sprechen. Vielmehr liegt es wieder in der Art populärer Verkündigung begründet, daß immer wieder einzelne Seiten stark betont werden und dadurch gelegentlich der Schein entstebt, als sollten die anderen Seiten geleugnet werden. Will man dadurch sich nicht zu falschen Schlußfolgerungen verleiten lassen, dann muß man bei allem einzelnen die großen Grundgedanken sich gegenwärtig halten, die vorausgesetzt werden. Der ethischen Grundanschauungen Jesu wird man sich aber wieder nur dann zutreffend bemächtigen, wenn man der Erkenntnis, daß Jesus kein System der Ethik beabsichtigt hat, noch weitere Folge gibt. Der Herr hat überhaupt den Zweck seiner Sendung nicht darin gesehen, ein sittliches Ideal zu verkündigen, es sei ein neues oder ein altes. Der eigentliche Inhalt seiner Predigt ist Frohbotschaft, die frohe Botschaft, daß das Reich Gottes im Herankommen sei. Dieses Reich ist durch und durch Gabe, aber was auf der einen Seite Gabe ist, wird auf der andern Seite zur Aufgabe. Das ist der Punkt, an dem die religiöse Verkündigung Jesu in unserem Sinne zur sittlichen Forderung wird. Und nun trägt die Verkündigung vom Reich Gottes doppelte Gestalt: Das Reich ist auf der einen Seite zukünftig gedacht, auf der andern Seite weiß Jesus schon von einer Gegenwart dieses Reiches. Dem entspricht eine doppelte Motivierung der sittlichen Forderung. Indem die Vollendung des Reiches Gottes für die Gemeinde, wie für den einzelnen noch in der Zukunft liegt, wird das ganze Leben des Jüngers Jesu notwendig zu einem Trachten nach diesem Reich; alles andere muß dem gegenüber zurücktreten, dies Reich erscheint als das eigentliche Ziel des Lebens (Mt. 6, 33). Andrerseits aber weiß Jesus, daß es ein Werden nur auf Grund eines Seins gibt. Zu jenem Sichausstrecken nach dem zukünftigen Reich kommt es daher im Sinne Jesu doch nur auf Grund dessen, daß dies Reich in der Person Jesu schon eine Gegenwart hat und die Jünger eben dieses Jesu als solche[1]) schon jetzt Kinder des himmlischen Vaters sind. Und hier erwachsen nun die eigentlich entscheidenden Motive für das sittliche Handeln im Sinne Jesu: sind seine

1) Vgl. meine Abhandlung: Jesus und Paulus NKZ 1905, p. 460 ff.

Digitized by Google

Jünger Kinder Gottes, so haben sie auch als solche sich zu bewähren (Mt. 5, 45), leben sie durch Gottes Vergebung, dann haben sie auch andern gegenüber die gleiche Gesinnung zu betätigen (Mt. 18, 23—35), sind sie, was sie sind, eben als Jünger des Herrn, dann will alles, was sie tun, um Jesu willen und in seinem Namen getan sein (Mt. 5, 11; 10, 39; 19, 29; 25, 46). Das Hauptproblem, das die Ethik Jesu aufgibt, liegt in der Frage, wie die beiden bezeichneten Motivreihen sich zueinander verhalten, — eben das ist im Grunde genommen aber auch das Problem, welches der Lohngedanke innerhalb der Verkündigung Jesu aufgibt.

Vorläufig ist jedenfalls der Ort erreicht, an dem der Lohngedanke innerhalb der Predigt Jesu eingeordnet sein will. Hat nach ihr das Leben des Jüngers Jesu eine nach vorwärts gerichtete Seite, dann wird hier auch die Erwartung eines zukünftigen Lohnes ihre Stelle finden müssen. Um aber zu einem sicheren Verständnis dieses Lohngedankens zu kommen, empfiehlt es sich, zunächst einmal, ohne von außen her hineingetragene Kategorien, möglichst vollständig das wichtigste Material für die Verwendung des Lohngedankens zusammenzustellen. Dann fällt sofort auf, daß besonders in der Bergpredigt vom Lohngedanken verhältnismäßig reicher Gebrauch gemacht wird, und zwar wird er hier nach drei Seiten gewandt. Diejenigen, die um Jesu willen verfolgt werden, tröstet er damit, daß ihr Lohn groß sein wird (Mt. 5, 12), das gleiche verheißt er denen, die selbst die Feinde noch lieben und ihnen ohne Aussicht auf Vergeltung Gutes erweisen (Lc. 6, 32—35). Endlich benutzt Jesus die Zusage zukünftigen Lohnes, um seine Jünger dem Verlangen menschlicher Anerkennung gegenüber innerlich freizumachen: wer bei seinen Almosen, beim Fasten, beim Beten auf Anerkennung der Menschen bedacht ist, hat seinen Lohn bereits empfangen, diejenigen dagegen, die im Blick auf Gott auf diese Anerkennung zu verzichten wagen, dürfen der Anerkennung Gottes gewiß sein (Mt. 6, 1 ff.). Man sieht, es ist allen drei Wendungen zuletzt doch ein Grundgedanke gemeinsam: der Gedanke sittlicher Vergeltung. Wie schwer wird schon das dem natürlichen Sinn, auf Anerkennung bei den Menschen zu verzichten, wieviel schwerer noch, ihren Haß und ihre Feindschaft ruhig auf sich zu nehmen, wie schwer vollends die Forderung, selbst den Feind noch zu lieben und ihm Gutes zu tun. Jesus will den Seinen sagen: Wagt nur diese Gesinnung, gerade so werdet ihr Kinder des himmlischen Vaters sein, und sein Lohn wird Entschädigung für alles sein, was heute euch schwer wird.

Digitized by Google

Eben diese drei Gedankenreihen klingen, wenn auch in sehr verschiedenem Maße auch in der übrigen Verkündigung Jesu wieder durch. Dabei würde man vom tatsächlichen Befund der Verkündigung Jesu kaum ein zutreffendes Bild erhalten, wenn nicht innerhalb gewisser Grenzen auch die Aussagen, in denen der allgemeine Gedanke der Vergeltung zum Ausdruck kommt, mit hineingezogen würden. Nur muß dann sogleich hier bevorwortet werden, daß die Begriffe des Lohnes und der Vergeltung sich keineswegs etwa in ihrem Umfange und in ihrem Inhalt decken. Der Vergeltungsgedanke ist ein allgemein sittlicher Begriff, und auch das sittliche Recht des Lohnes wurzelt in ihm; dagegen kann der Lohnbegriff als direkte sittliche Norm jedenfalls nur in übertragenem Sinn gebraucht werden, und es ist eben die Frage, die durch das Ganze untersucht werden soll, ob diese Übertragung zulässig sei. Immerhin nimmt der Vergeltungsgedanke gelegentlich Formen an, die direkt an der Lohnvorstellung orientiert sind. Daher würde auch das spezielle Problem, das der Lohngedanke aufgibt, nicht erschöpfend dargestellt, wenn die Aussagen, die eine allgemeine Vergeltung in Aussicht nehmen, einfach außer Ansatz blieben. Insbesondere gilt das auch von jenen Worten, in welchen der Herr den Vergeltungsgedanken direkt auf eine gewisse Formel bringt: Mit eben dem Maß, das ihr messet, wird man euch wieder messen (Lc. 6, 38, Mt. 7, 2). Dagegen steht die Forderung, nicht Schätze auf Erden, sondern im Himmel zu sammeln (Mt. 6, 19 f.), jedenfalls nur in einer entfernten Analogie zu dem Lohngedanken. Die Vorstellung von einem im Himmel aufbewahrten Schatz, mit der der Herr ebenfalls an vorgefundene Anschauungen anknüpft, berührt sich freilich offenbar ja eng mit dem Gedanken eines im Himmel bereiten Lohn, aber die Erinnerung, nach diesen himmlischen Schätzen und nicht nach irdischen Schätzen zu trachten, schärft lediglich eine konzentrierte Richtung des ganzen Lebens auf ein jenseitiges Ziel ein. Und fragt man, wie denn jenes Erwerben des himmlischen Schatzes im Sinne Jesu sich vermittele, so hat man kein Recht, ohne weiteres etwa Gedanken spätjüdischer Anschauung auch Jesu zuzuschreiben. Nur im Vorübergehen mag daher ausgesprochen werden, daß man selbst eine Aussage wie Luc. 12, 33 durchaus im Sinne Jesu mißverstehen würde, wenn man auf Grund dieser Stelle dem Herrn den Gedanken zumutete, daß jener Schatz im Himmel durch ein äußeres Almosengeben wie eine Art sicherer Kapitalanlage begründet werde. Schon der Zusammenhang, in

Digitized by Google

welchem das Wort auftritt, müßte davon abhalten, vollends dürfte hier niemand zweifelhaft sein, der den gesamten Inhalt der Verkündigung Jesu kennt und zugleich für die pointierte Art volkstümlicher Rede Verständnis hat.

Bedeutsam ist nach allen Seiten die Aussendungsrede, wie sie in der Zusammenstellnng bei Matthäus cap. 10 vorliegt. Indem hier ebenso der Blick des Herrn auf Schwierigkeiten sich richtet, mit denen die Jünger in der Ausübung ihres Berufes zu kämpfen haben werdeu, wie auf die Drangsale, die am Ende über die Gemeinde hereinbrechen sollen, möchte man von vornherein erwarten, daß der in der Bergpredigt in erster Stelle nachgewiesene Gedanke auch hier wieder durchklingt. In der Tat tröstet Jesus im Voraus seine Jünger mit der Gewißheit, daß, wer unter aller Drangsal bis aus Ende ausharrt, errettet werden und damit des messianischen Heiles teilhaftig werden soll (v. 22). Aber offenbar bedarf dieser schlichte Satz keiner Interpretation durch den Lohngedanken. Dagegen klingt der Vergeltungsgedanke in dem Werte durch, daß niemand sich zu Jesu bekennen könne, ohne daß er sich wieder zu ihm bekennt (v. 32). Aber auch hier ist der Vergeltungsgedanke von vornherein so sehr in seiner inneren Notwendigkeit durchsichtig, daß eine Heranziehung des Lohngedankens nur verwirren könnte. Dieser tritt direkt erst da auf, wo Jesus die Bedeutung, welche die Arbeit der Jünger hat, an dem Lohn veranschaulichen will, den auch diejenigen noch empfangen werden, die sie nur in ihrem Tun unterstützen. Wer einen Propheten aufnimmt, wird eines Propheten Lohn empfangen, und wer einen Gerechten aufnimmt, eines Gerechten Lohn, und wo jemand einen Jünger Jesu auch nur mit einem Becher Wasser tränkt, da wird es ihm gewißlich vergolten werden (v. 40—42). Man sieht, in diesen Sätzen tritt besonders kräftig zutage, wie unaufgebbar für die Anschauung Jesu der Lohngedanke ist. Zugleich aber wird auch hier wieder deutlich, — insoweit klingt hier der in der Bergpredigt an dritter Stelle nachgewiesene Gedanke nach — wie gerade diejenigen auf eine solche Vergeltung hoffen dürfen, die auf eine weltliche Anerkennung ihres sittlichen Tuns zu verzichten bereit sind. Wer weltliche Anerkennung begehrt, darf nicht der von der Welt verachteten Propheten und Jünger Jesu sich annehmen, Gott dagegen wird auch für den kleinsten Dienst Anerkennung haben, den man den Seinen erweist. Inhaltlich ist es aber wieder die selbstverleugnende Liebe, der Jesus seinen Lohn verheißt, — das mag an den in der Bergpredigt an zweiter

Digitized by Google

Stelle nachgewiesenen Gedanken erinnern. Endlich wird offenbar so in der zartesten Weise den Jüngern aufs neue eindringlich gemacht, bis zu welchem Grade sie selbst in ihrer entsagungsvollen Arbeit der göttlichen Anerkennung sich trösten dürfen, und das berührt sich wieder unter anderem Gesichtspunkt mit den Gedanken der Bergpredigt: Je größere Opfer der Selbstverleugnung das Guthandeln im Sinne Jesu fordert, umsomehr darf der Mensch der göttlichen Anerkennung und des göttlichen Lohnes gewiß sein.

Daß die Liebe, welche gerade denen, die nicht vergelten können, entgegengebracht wird, besonders Verheißung für Gottes Vergeltung hat, wird auch Lc. 14, 2—14 betont. Denn den Sinn hat es offenbar, wenn hier die Anweisung gegeben wird, zu einem Gastmahl nicht die Nachbarn und Verwandte, überhaupt nicht die Reichen einzuladen, sondern die Armen und Elenden, die nie die Einladung erwidern können. Ebenso wird die Zeichnung der Gerichtsszene Mt. 25 von Jesu dazu benutzt, um die göttliche Vergeltung denen zuzusichern, die sich selbst völlig unbewußt gerade der Elendesten und Hülfsbedürftigsten um Jesu willen sich angenommen haben. In einem anderen Zusammenhang dagegen wird wieder der Gedanke kräftig betont, daß aller Verzicht auf sonstige Güter, den jemand um des Reiches Gottes willen auf sich nimmt, bei Gott reiche Vergeltung finden wird. Als die Jünger die Frage aufwerfen: was wird uns für jenen Verzicht?, da antwortet Jesus mit einem Hinweis, daß in der Erneuerung aller Dinge, wenn er selbst auf dem Tron der Herrlichkeit sitzen werde, auch seine Jünger die 12 Geschlechter Israels richten sollen, und er fügt die allgemeine Zusage hinzu, daß jeder derartige Verzicht vielfältigen Ersatz und das ewige Leben als Lohn erhalten werde (Mth. 19, 27—30).

In allem Bisherigen waren es einzelne Züge an dem Lebenswerk der Jünger Jesu, die zum Lohngedanken in Beziehung gesetzt wurden. Es fehlen aber auch nicht Aussagen, welche das Lebenswerk als ganzes dem Lohngedanken unterzuordnen scheinen. Eine scharfe Betrachtung wird freilich finden, daß es schließlich doch auch hier unter ganz bestimmten Gesichtspunkten ins Auge gefaßt wird. So ist es zuletzt die Wachsamkeit, die Jesus Luc. 12, 37 ff. einschärfen will, wenn er dort von den Knechten spricht, die ihrem Herrn bei seinem späten Kommen alsbald die Türe auftun und nun erleben dürfen, daß er ihnen dient. In

Digitized by Google

dem Gleichnis aber, das in demselben Kapitel folgt, soll die Treue und Klugheit als Vorbild hingestellt werden, welche auch durch einen Verzug der Wiederkunft des Herrn nicht sicher wird. Der Hausverwalter, der in eingebildeter Sicherheit seine Mitknechte bedrückt, wird von der plötzlichen Wiederkehr des Herrn überrascht werden und seine Strafe erleiden, den treuen und klugen Haushalter wird der Herr dagegen über alles setzen. Ebenso steht es schließlich mit dem Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Mt. 25, 14, Luc. 19, 12). Was hier der Herr durch die Vergeltung, die den beiden ersten Knechten im Unterschied vom letzten zuteil wird, anerkennen will, ist offenbar wieder die Umsicht und Zuverlässigkeit, mit der diese Knechte sein Vertrauen gerechtfertigt haben.

In allen drei Gleichnissen wird das Lebenswerk der Jünger Jesu als ein ihm oder Gott geleisteter Dienst gedeutet, und diesem Dienst soll die Vergeltung nicht fehlen. Nirgends aber wird in diesen Gleichnissen der erwartete Lohn als Motiv für den Eintritt in dies Dienstverhältnis verstanden. Darauf wird vielmehr überhaupt nicht reflektiert, wie jenes Verhältnis begründet ist, und nur das läßt sich sagen, daß der Ausdruck *δοῦλος* gerade ein Vertragsverhältnis ausschließt. Ebenso ist selbstverständliche Voraussetzung, daß das Motiv zur Durchführung des Dienstes aus jenem Verhältnis selbst zu erwachsen habe. Der Sklave ist eben mit dem ganzen Umfange seiner Kräfte dem Herrn zum Dienste verpflichtet. Daher dürfte es auch schwerlich zufällig sein, daß der Begriff des Lohns überhaupt nicht gebraucht wird. Nirgends ist auch angedeutet, daß die Knechte auf einen Lohn warten, vielmehr scheint geflissentlich der Eindruck erweckt werden zu sollen, daß sie jedenfalls durch die Weise der Belohnung überrascht werden. Kommt es aber tatsächlich zu einer Vergeltung, so will der Herr allerdings gewiß auch durch diese Gleichnisse den Blick der Seinen auf diese Vergeltung hinrichten, und das ist die Frage, die weiterer Untersuchung bedarf, wie die so erwachsenden Motive zu dem aus ihrem Verhältnis zum Herrn erwachsenden sich verhalten. Soviel aber ist bereits jetzt deutlich, daß sie dieselben nicht verdrängen, sondern lediglich ergänzen wollen. Die in Aussicht stehende Vergeltung soll ja nicht erst zum Eintritt in den Dienst veranlassen, sondern lediglich Mut machen, die Hemmungen, welche — besonders mit Rücksicht auf die Verzögerung der Wiederkunft des Herrn — einer entsprechenden Ausrichtung des Dienstes erwachsen möchten, zu überwinden.

Digitized by Google

Nur in einem einzigen Gleichnis ist das Verhältnis des Menschen zu Gott direkt unter dem Bilde einer Lohnarbeit dargestellt: Es ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt. 20, 1). Aber es ist doch zu beachten, daß auch nicht einmal hier in der Ausführung des Gleichnisses der Lohn direkt als Motiv für die Übernahme der Arbeit hingestellt wird, in steigendem Maße erscheint vielmehr das Einswerden über den Arbeitslohn als ein sekundäres Moment beim Eintritt in die Arbeit. Vor allem aber muß man die Tendenz sich gegenwärtig halten, die Jesus mit dem Gleichnis verfolgt, wenn wir anders von dem Zusammenhang, in welchem es bei Matthäus erscheint, uns weisen lassen dürfen. Auf die Frage der Jünger: was wird uns dafür? hat Jesus allerdings mit allem Nachdruck ausgesprochen, daß kein Verzicht auf irgend ein Gut ohne göttliche Vergeltung bleiben werde, aber er konnte das nicht aussprechen, ohne zugleich auf das Gefährliche in jener Frage hinzudeuten. Die Jünger sollen wissen, daß die Gesinnung, die in jener Frage sich ausspricht, im Grunde innerhalb des Reiches Gottes unerträglich ist. Das ist offenbar der Sinn der tadelnden Zurechtweisung, welche die auf ihr Recht pochenden Lohnarbeiter sich gefallen lassen müssen: „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ Es ist also freilich richtig, worauf die Auslegung vielfach Gewicht legt, daß das Gleichnis jene Arbeiter nicht um dieser Gesinnung willen überhaupt vom Reiche Gottes ausschließt. Das würde sich in dem Zusammenhang unserer Perikope auch kaum mit dem eben anerkannten objektiven Recht des Lohngedankens vertragen, und vor allem würde die Pointe des Gleichnisses ohne den Vertrag am Anfang und die Berufung der Arbeiter auf diesen Vertrag ja nicht möglich sein. So bleibt die Frage hier ganz dahingestellt, ob denn überhaupt im Reiche Gottes ein wirklicher Anspruch auf Lohn erworben werden kann; ganz ähnlich, wie Lc. 15 die Frage nicht angerührt wird, ob es überhaupt Gerechte im eigentlichen Sinne gibt. Aber die Tendenz des Gleichnisses geht unzweifelhaft dahin, dem zeitgenössischen Verständnis des Lohngedankens entgegenzutreten. Im Judentum kennt man Menschen, die den Anspruch erheben dürfen, Erste zu sein, Gerechte, die Gott vorrechnen können, was alles sie getan haben. In Jesu Reich herrscht Gnadenordnung. In dieses Reich taugen zuletzt daher nur solche, die nicht rechnen.

Daß das die Gesinnung ist, welche Jesus bei den Seinen sucht, kommt besonders deutlich in dem Lc. 17, 7—10 überlieferten Gleichnis

Digitized by Google

znm Ausdruck. Auch wenn der Knecht den ganzen Tag auf dem Felde gearbeitet hat, mntet der Herr ihm ohne weiteres zu, auch am Abend ihm noch zu dienen. Und er bat nicht einmal dafür besonderen Dank. So sollen auch die Jünger des Herrn selbst im besten Falle über sich urteilen: Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren. Die Selbstbezeichnung der Knechte als ἀχρεῖοι hat freilich den Auslegern sehr zu schaffen gemacht. Wie sie aber im Sinne Jesu zu verstehen sein wird, wird der Zusatz sagen, den der Herr selbst hinzufügt. „Unnütz" sind jene Knechte in dem Sinne, daß all ihr Arbeiten lediglich innerhalb der Sphäre ihrer einfachen Schuldigkeit sich bewegt und nicht etwa darüber hinaus für den Herrn den Nutzen eines persönlichen Dienstes gehabt bat, daher haben sie auch auf persönlichen Dank oder Lohn keinen Anspruch. Jedenfalls, wie man auch im einzelnen erkläre, will der Herr mit dem Gleichnis offenbar jede Vorstellung bekämpfen, als könnten die Seinen mit Grund auf eine Vergeltung Anspruch erheben.

2) Überblicken wir das Ganze, dann ist der erste Eindruck vielleicht der, daß der Lohngedanke innerhalb der Verkündigung Jesu doch nicht in dem Umfange hervortritt, wie vielfach angenommen wird. Ebenso ist aber deutlich geworden, wie unbefangen Jesus allerdings den Lohngedanken gebraucht; es ist offenbar für ihn etwas selbstverständliches, daß nichts Gutes unvergolten bleiben kann. Er hat daher nicbt einmal dann die Jünger einfach abgewiesen, als sie direkt die Frage erhoben: was wird uns dafür? Wohl hat er das Bedenkliche der Frage eindringlich zu machen versucht, aber er hat zunächst das objektive Recht des Lohngedankens anerkannt. Noch charakteristischer ist vielleicht die Weise, wie Jesus über die Menschen urteilt, die überall es auf Beifall der Menschen abgesehen haben: sie haben ihren Lohn bereits empfangen [1]). Daß das Gute auf Anerkennung rechnen kann, setzt Jesus also auch bier einfach voraus.

Als Lohn gilt ihm aber zuletzt die ewige Seligkeit. Im Himmel, sagt er, ist der Lohn für die bereit, welche Verfolgung willig über sich nehmen (Mt. 5, 12). Ebenso urteilt er über die, welche Barmherzigkeit üben (Mt. 6, 1) uud im folgenden erhält der Gedanke dann im Blick auf das Almosengeben, Fasten und Beten die weitere Ausführung, daß der

1) Zu dem signifikanten Ausdruck, der auf Quittungen geläufig ist, vgl. Zahn, Kommentar zu Mt. p. 260, Deißmann, Licht vom Osten p. 74 ff.

Digitized by Google

Herr denen, die den Mut haben, im Blick auf ihn das Gute im Verborgenen zu tun, öffentlich vergelten werde.[1]) Auch die vielfache Vergeltung, welche der Herr denen zusagt, die um seines Namens willen alles verlassen haben, ist entweder — wenn nämlich das καί Mt. 19, 29 explikativ zu fassen ist — von dem ewigen Leben selbst zu verstehen, oder bei anderer Erklärung vollendet sie sich doch im ewigen Leben. Im letzteren Falle würde freilich neben der zukünftigen Belohnung schon eine Vergeltung auf Erden verheißen. Mc. (10, 30) wie Lc. (18, 30) haben jedenfalls das Wort so verstanden, wenn sie ausdrücklich ἐν τῷ καιρῷ τούτῳ hinzufügen, und es ist doch fraglich, ob man darin lediglich ein Mißverständnis der bei Mt. vorliegenden Fassung sehen darf. Mindestens ebenso nahe läge doch die andere Annahme, daß die Schwierigkeit der von Mc. und Lc. bezeugten Hinzufügung ein Zurücktreten derselben veranlaßt hätte. Wird aber jene Vergeltung auch schon für diese Weltzeit in Aussicht genommen, dann ist freilich auch von vornherein ausgeschlossen, die Form aus chiliastischen jüdischen Erwartungen zu erklären, und es muß dann vollends für unmöglich gelten, daß Jesus sie in buchstäblichem Sinne verstanden habe. Zu einer spiritualistischen Auflösung des Wortes braucht es um deswillen noch keineswegs zu kommen; der Gedanke wird vielmehr nach Analogie von Mt. 6, 33 zu verstehen sein, so wenig auch die verschiedene Nüanzierung beidemale übersehen werden darf. Mt. 6 nimmt der Herr in Aussicht, daß denen, die den Mut haben zu allererst nach dem Reiche Gottes zu trachten, von allen anderen soviel zufallen wird, als sie bedürfen. Hier dagegen wird verheißen, daß in und mit dem Besitze des Reiches Gottes zugleich ein Ersatz für alle Güter gegeben sein wird, welche die Menschen um des Reiches Gottes willen preisgeben.

1) Ein ganz anderer Sinn würde sich freilich ergeben, wenn das ἀποδώσει mit dem ἐν τῷ κρυπτῷ zu verbinden wäre, v. 4; 6: 18 (so Zahn, Kommentar zu Mt. p. 262, Weiß, die Schriften d. N. T. p. 262). In der Tat ist das ἐν τῷ φανερῷ gewiß zu streichen, und dann ist für die angegebene Verbindung Raum. Unleugbar bietet auch die Verbindung des ἀποδώσει mit dem ἐν τῷ κρυπτῷ eine gewisse Schwierigkeit, aber sie ist nicht unmöglich, und bei der anderen Erklärung gibt der absolute Gebrauch des ὁ βλέπων auch zu Fragen Anlaß. Sachlich aber entscheidet gegen die angedeutete Erklärung zweierlei. Einmal ist v. 2—4 die weitere Ausführung von v. 1, u. v. 4ᵇ muß daher v. 1ᵇ korrespondieren, sodann aber kommt die pointierte Art des ganzen Ausdruckes nur dann zu seinem vollen Recht, wenn dem Üben des guten Werkes im Verborgenen eine Vergeltung im öffentlichen Gericht gegenübertritt.

Digitized by Google

Zum Verständnis darf man etwa dann daran denken, wie immer wieder die Gemeinschaft des Reiches Gottes vielen zu einem reichen Ersatz für anderweite persönliche Gemeinschaft geworden ist, die sie um seinetwillen aufgeben mußten. Aber das bedeutet dann freilich, daß zuletzt doch eben das Reich Gottes mit seiner Seligkeit als der eigentliche Lohn vom Herrn gedacht ist und daher von einem gegenwärtigen Lohn nur in derselben Weise die Rede sein kann, wie von einer Gegenwart des Reiches Gottes.

Insoweit ist nach allem also der Lohnbegriff von Jesus im eigentlichen Sinne verstanden, daß er an einen von der Leistung verschiedenen Lohn denkt. Man irrt, wenn man dem Lohngedanken Jesu die Vorstellung unterschiebt, daß der Lohn in dem Üben des Guten selbst bestehe. Selbstverständlich ist die Sache dem Herrn nicht fremd gewesen. Man braucht dafür sich nicht erst auf eine solche Aussage, wie sie Act. 20, 35 überliefert ist, zu berufen, daß Geben seliger sei als Nehmen; der Mann vielmehr, der es seine Speise sein ließ, den Willen des Vaters zu tun, braucht nicht gegen den Verdacht geschützt zu werden, als wisse er nicht, daß in dem Tun des Guten selbst die wahre Befriedigung liege. Aber Jesus hat den Lohngedanken nicht nach dieser Seite gewandt.

Dagegen hat er den Lohn, den er wirklich behaupten will, ganz und gar nicht etwa im rechtlichen Sinne verstanden, und damit hört freilich der Lohn auf, im eigentlichen Sinne Lohn zu sein. Man begreift daher, daß Weiß, der in der oben bezeichneten Abhandlung, bei Jesus durchaus den Lohnbegriff im strengen Sinne nachweisen will, auch darauf besteht, daß Jesus ihn im rechtlichen Sinne verstanden habe; aber es ist eine Behauptung, die er hernach selbst auflösen muß. In Wirklichkeit hat Jesus nirgends anerkannt, daß die Menschen einen Anspruch auf Lohn bei Gott hätten. Das einzige Gleichnis, das zunächst etwa in dem Sinne verstanden werden könnte, will, wie wir sahen, in Wirklichkeit diese Anschauung gerade bekämpfen (Mt. 20, 1 ff.). Und der Stimmung, die uns Lc. 17, 10 begegnete, entspricht genau die Weise, wie Jesus in der Gerichtsszene die zur Rechten Stehenden die Entscheidung des Richters aufnehmen läßt: sie selbst könnten sich schlechterdings nicht darauf besinnen, womit sie jenes Urteil verdient hätten.

Nur scheinbar führt der Äquivalenzgedanke, wie Jesus ihn wiederholt ausgesprochen hat, auf eine andere Anschauung. In Wirklichkeit wird

Digitized by Google

gerade an der Weise, wie Jesus ihn durchführt, deutlich, wie wenig der ganze Lohngedanke an rechtlichen Kategorien orientiert ist. Über die Tatsache selbst besteht ja freilich kein Zweifel. In jenem Wort, in welchem Jesus den Vergeltungsgedanken formuliert, tut er es so, daß er unbedingte Äquivalenz zu behaupten scheint: das Maß unseres Tuns soll in Gericht und Gabe auch das Maß der Vergeltung sein, Mt. 7, 2. Lc. 6, 38. Wie wenig aber daraus Folgerungen im rechtlichen Sinne gezogen werden dürften, geht schon daraus hervor, daß Jesus anderwärts geflissentlich den Äquivalenzgedanken durchbricht. In verschiedenen Wendungen betont der Herr wiederholt, daß der Lohn im Verhältnis zur Leistung vielfache Vergeltung bringen werde (Mt. 19, 29), er wird groß sein (Mt. 5, 46; Lc. 6, 23, 38), und wie das gemeint ist, wird an Gleichnissen, wie Mt. 25, 21—23; Lc. 19, 16—19; 24 ff.; 12, 44, veranschaulicht. Es handelt sich dabei auch nicht um einen beliebigen Wechsel in der Aussage, sodaß der Herr willkürlich bald Äquivalenz, bald Übermaß des Lohnes der Vergeltung in Aussicht nähme. Beidemal liegt vielmehr eine verschiedene Betrachtungsweise zu Grunde. Gerade wenn die Frage im Hintergrund steht, was die Menschen ihrerseits von Gott zu erwarten Anlaß haben, erscheint der Lohn als außer allem Verhältnis zur Leistung stehend; das andere Mal dagegen soll die Wirklichkeit und Wahrheit des Lohngedankens für Gott herausgehoben werden. Dem dient auch die Individualisierung des Lohnes, die Jesus vollzieht. Wer ihn bekennt vor den Menschen, zu dem wird er sich auch bekennen (Mt. 10, 32), wer einem Propheten dient, wird eines Propheten Lohn empfangen, wer einem Gerechten dient, eines Gerechten Lohn (Mt. 10, 41), ja, für alle Güter, die der Mensch um Jesu willen aufgibt, wird er im Himmelreich Ersatz finden (Mt. 19, 27 ff.). Der treue Dienst des Knechtes findet entsprechende Vergeltung, und nun wird hier wieder individualisiert: den Knechten; die bis zuletzt auf den Herren dienend warteten, will der Herr selbst dienen (Lc. 12, 37); wer mit seinem Pfunde 10 andere gewonnen hat, wird über 10 Städte gesetzt, der andere dagegen, der mit seinem Pfunde 5 andere gewann, wird über 5 Städte gesetzt (Luc. 19, 16 ff.). Auch das mag man in diesen Zusammenhang mit hineinnehmen, daß der Herr gelegentlich zwischen Kleinen und Großen im Himmelreich unterscheidet (Mt. 5, 19; 18, 1 ff., 20, 26 ff.). Alle diese Individualisierungen sind insofern überaus bedeutsam, als sie erst den Vergeltungsgedanken beleben, der ohne das zu einem Schemen werden möchte; aber sie reichen

Digitized by Google

nicht aus, um die Annahme von Stufenunterschieden in der Seligkeit zu begründen. Nur das ist richtig, daß eine derartige Individualisierung freilich nicht möglich wäre, wenn nicht auch das ewige Leben als ein mannigfach gestaltetes, individuell verschiedenes zu gelten hätte. Aber eben, indem es als solches dem gegenwärtigen Leben korrespondiert, erwächst fast notwendig die Vorstellung, daß jenes Leben aus diesem herauswächst. Direkt kommt das in dem andern Gleichnis von Saat und Ernte zum Ausdruck, aber auch die Weise, wie der Herr den Vergeltungsgedanken durchführt, führt wenigstens hart bis an die Grenze dieser Anschauung heran. Soviel ist deutlich, daß die Knechte, die nicht treu gedient haben, auch nicht erwarten können, mit weiteren Aufgaben betraut zu werden. (Mt. 24, 45—51; 25, 14—30; Lc. 12, 42—46; 19, 12—26). Zugleich aber ist zu beachten, daß in diesen Gleichnissen der Lohn selbst in neuen Aufgaben besteht, — führt das nicht in der Anwendung notwendig auf die Vorstellung, daß das ewige Leben als Vollendung des gegenwärtigen Lebenswerkes zu denken ist?

Nur vorläufig kann der zuletzt berührte Gedanke hier gestreift werden; soviel aber dürfte deutlich sein, daß wir mit all diesen Gedanken auf einem völlig anderen Boden als auf dem Boden rechtlicher Begriffe uns bewegen. Ein rechtliches Verständnis der Lohnvorstellung war für den Herrn schon um deswillen unmöglich, weil das Verhältnis des Menschen zu Gott selbst von ihm nicht in der Form eines privatrechtlichen Verhältnisses gedacht werden konnte. Wohl ist es durchaus nicht bildlich gemeint, wenn das Gute von Jesus als ein Dienst Gottes bezeichnet wird, es würde auch nicht ausreichen, in Gott nur den Garanten der sittlichen Weltordnung oder auch die Verkörperung dieser Ordnung zu sehen; was Jesus fordert, ist vielmehr in strengem Sinne ein persönliches Verhalten Gott gegenüber, aber dies persönliche Verhalten ist eben das Gute, zu dem der Mensch unbedingt verpflichtet ist. Es ist etwa nicht Sache menschlicher Willkür, ob er in jenes Verhältnis des Dienens zu Gott treten will, Gott hat vielmehr unbedingtes Recht auf ihn, und er gehört ganz Gott, sodaß der Mensch, wo er Gottes Diener wird, lediglich das wird, was er sein soll. Daher ist freilich innerhalb des ganzen Verhältnisses für einen Anspruch auf Lohn im eigentlichen Sinn kein Raum. Wenn gleichwohl Jesus den Lohngedanken aufnimmt, dann kann das nur den Sinn haben, daß der Gott, der die sittliche Aufgabe stellt, auch gegen ihre Durchführung

Digitized by Google

nicht gleichgültig sein kann, und die Vergeltung, die er dem Guten verheißt, ist zuletzt eben Anerkennung dieses Guten als des Guten.

In diesem Sinne ist also der Lohngedanke bei Jesu gemeint: Er ist der populäre Ausdruck für den sittlichen Gedanken einer Vergeltung des von Gott gewollten Guten durch Gott, durch die das Gute als das Gute offenbar wird. Seine Bedeutung liegt aber ganz allgemein ausgedrückt darin, daß durch ihn jener Zielrichtung des christlichen Lebens, die wir am Eingang dieses Kapitels kennen lernten, der Erfolg verbürgt wird. Mag auch die Vollendungsgestalt des Reiches Gottes noch so lange auf sich warten lassen, endlich wird sie doch vom Herrn herbeigeführt werden, und die Vollendungsgestalt des Reiches wird für seine Glieder auch die Vollendung ihrer persönlichen Seligkeit sein. Durch diese Gewißheit bekommt erst jene Zielrichtung des Lebens ihre Motivationskraft, und nun ist es allerdings der Wille Jesu, daß seine Jünger auch das durch ihn verbürgte Ziel beständig vor Augen haben und den Ausblick auf dies Ziel für sich wirksam sein lassen sollen.

Keineswegs aber ist das so gemeint, daß der Herr damit die Lohnsucht empfehlen wollte. Vielmehr wendet Jesus den Lohngedanken, wie er ihn verstand, gerade auch nach der Richtung, daß er die Lohnsucht, wie sie in seiner Umgebung begegnet, zu überwinden sucht. Denn das ist der Sinn jener Anweisung, die Jesus in der Bergpredigt für das rechte Almosengeben, das Beten und Fasten gibt. Es ist eine ungeheure Verkennung der Absicht Jesu, wenn man ihn im Ernst eine Reflexion einschärfen läßt, die in berechnender Klugheit sorgfältig jede Öffentlichkeit des Guten nur um deswillen meidet, daß sie den himmlischen Lohn sich ja sichere.[1]) Was Jesus bei den Seinen finden will, ist gerade das Gegenteil aller Reflexion. Im Vertrauen auf Gott sollen die Menschen Mut gewinnen, das Gute ohne Rücksicht auf den Erfolg zu tun. Nicht einmal die Linke soll wissen, was die Rechte tut, und noch im Gericht werden die Jünger Jesu nach seiner Darstellung sich nicht darauf besinnen können, daß sie das Gute getan haben, das der Herr belohnt.

Man hat freilich wohl gefragt, ob Jesus nicht in jenen Sätzen der Bergpredigt den Lohngedanken noch bestimmter sogleich an der Wurzel habe angreifen müssen, statt scheinbar mit ihm auf einen Boden sich zu

1) So von Hartmann, das Christentum des N. T. 2. A. p. 118 f.

Digitized by Google

stellen. Man übersieht dabei zweierlei: Erstlich, daß es nicht pädagogische Weisheit ist, überall alles sagen zu wollen. Sie knüpft vielmehr notwendig an den Vorstellungskreis der anderen an und sucht von ihm aus weiter zu führen, vorausgesetzt, daß in ihm überhaupt Wahrheitsmomente anzuerkennen sind. Das ist aber das Zweite, daß selbst in der rohen Form, in welcher dort der Gedanke einer Vergeltung des Guten auftritt, immer noch ein Stück Wahrheit sich verbirgt. Das ist die Wahrheit, daß es zum Wesen des Guten gehört, Anerkennung für sich als das Gute zu fordern. Der grobe Fehler ist nur der, daß diese Anerkennung selbst zum Ziele des Strebens wird und eben darum auch unter allen Umständen in der jeweiligen Umgebung gesucht werden muß. Indem aber Jesus diese völlige Verkehrung des Sittlichen bekämpft, übersieht er auch jetzt noch nicht, daß es an sich zur Idee des Guten gehört, Allgemeingültigkeit für sich zu beanspruchen. Allgemeingültigkeit ist freilich ganz und gar nicht mit allgemeiner Geltung gleichbedeutend, und so muß gerade das, was am meisten auf den Namen des Guten Anspruch erheben darf, vielfach ohne alle Anerkennung, ja im Gegensatz zum Urteil der Menschen sich durchsetzen. Die Spannung, die dann zwischen dem, was sein sollte und zwischen dem, was ist, entsteht, und die unter Umständen gerade dem Demütigen ernstlich zu schaffen machen kann, lehrt Jesus im Blick auf die göttliche Anerkennung überwinden. Auch in unserm Zusammenhang will er daher die Seinen anleiten, von vornherein bei ihrem Handeln allein auf das göttliche Urteil zu sehen.

So richtet Jesus den Blick seiner Jünger gewiß vorwärts, aber nicht in dem Sinne, daß er statt irdischen Lohnes den himmlischen Lohn zum entscheidenden Motiv für die ganze Lebensgestaltung machen wollte. Dann würde er allerdings grundsätzlich selbst über den Standpunkt, den er bei anderen bekämpft, nicht hinaus kommen. Man hat freilich wohl, und gewiß mit Recht, betont, daß schon ein ungeheurer Idealismus dazu gehöre, durch einen himmlischen Lohn sich bestimmen zu lassen; ja, es ist so, daß das dem natürlichen Egoismus völlig unerschwinglich wäre. Aber man hat doch auch nicht mit Unrecht entgegen gehalten, daß das doch schließlich nur auf die Weise sich beziehe, wie der zukünftige Lohn seine Motivationskraft für den Menschen erhalte; wo er einmal zum bestimmenden Motiv geworden sei, da liege er mit dem irdischen Lohnmotiv auf einer Linie. In Wirklichkeit hat Jesus in dem Zusammenhang unserer

Digitized by Google

Stellen darüber überhaupt nichts ausmachen wollen, was das bestimmende Grundmotiv der Lebensführung sein müsse. Es ist ja nicht einmal gesagt, daß für jene Menschen, mit denen er es zu tun hat, wirklich auch die Anerkennung von anderen das einzige Motiv der Lebensführung sei. Nur darum handelt es sich, daß sie im gegebenen Falle durch die Rücksicht auf menschliche Anerkennung in ihrem Tun sich bestimmen lassen. Das bekämpft Jesus, indem er die Anerkennung Gottes als das allein Wertvolle eindringlich machen will. Wo dagegen die letzten entscheidenden Motive für die Lebensführung im Sinne Jesu liegen, tritt — wie wir sahen — gerade in der Bergpredigt bestimmt genug hervor: Als Kinder Gottes sollen die Jünger auch Kindessinn in der Welt bewähren (Mt. 5, 45; 6, 31 ff.). Zu diesem Kindessinn gehört auch, daß sie ohne alle Reflexion das vom Vater Gewollte tun, eben darum aber auch zugleich, daß sie den Erfolg des Guten ganz diesem Vater befehlen. Dazu will Jesus ihnen helfen, indem er ihnen die Anerkennung des Guten durch ihren himmlischen Vater als gewissen Lohn verheißt.

Danach läßt sich bereits vorläufig feststellen, was der Lohngedanke, wie Jesus ihn versteht, leisten soll, und was er nicht leisten soll. Er soll nicht etwa das Grundmotiv für das sittliche Handeln bilden, aber er soll das Grundmotiv ergänzen. In der Lösung der sittlichen Aufgabe, wie sie dem Jünger Jesu aus seinem gegenwärtigen Heilsbesitz erwächst, soll zugleich sich der Blick vorwärts richten, und die Gewißheit soll ihm eine Hülfe sein, daß das von Gott gewollte Gute zuletzt nicht ohne den von Gott gewollten Ertrag bleiben kann.

In dem Sinne ist in der Tat der Lohngedanke von der Ethik Jesu unabtrennbar. Man mache sich nur klar, daß diese Ethik, so bestimmt sie den Menschen in die Wirklichkeit des ihn umgebenden Lebens hinein stellt, andererseits ihm ebenso bestimmt in dieser Wirklichkeit ein Leben aus überweltlichen Motiven zumutet. Nicht bloß, daß die umgebende Welt gelegentlich in Feindschaft und Verfolgung zu dem Guten, wie Jesus es will, in direkten Gegensatz tritt, auch nicht blos, daß der Jünger Jesu unter Umständen auf relative Güter um des absoluten Gutes willen verzichten muß, in beidem wirkt sich vielmehr nur das große Grundgesetz aus, unter dem überhaupt das ganze Leben des Jüngers Jesu steht, daß es nämlich durch Verlieren des Lebens zum Finden des Lebens hindurch muß (vgl. Mt. 10, 39). Gottes Kinder sollen eben in dieser Welt Gottes Sinn be-

Digitized by Google

währen, darin liegt im Grunde alles. Offenbar können sie das nur so lange, als die Welt, aus der ihre Motive stammen, für sie Wirklichkeit ist; und wenn diese Wirklichkeit immer wieder von der empirischen Wirklichkeit, die den Christen umgibt, negiert zu werden scheint, dann kann er dabei nur solange sich beruhigen, als er den Glauben festzuhalten vermag, daß die Wirklichkeit, die er glaubt, einmal als die Wirklichkeit offenbar werden wird. Insofern tritt jene Zielrichtung des ganzen Christenlebens zu der schlichten Verwirklichung der aus dem gegenwärtigen Heilsbesitz des Christen erwachsenden Motive doch nicht bloß als ein zweites hinzu, die so erwachsende Sittlichkeit vermag sich vielmehr selbst nur in der Gewißheit um jenes Ziel wirklich durchzusetzen. Insoweit ist also die christliche Sittlichkeit ganz unmittelbar in ihrer Wirklichkeit und Wahrheit dadurch bedingt, daß sie die Heilsvollendung, welche Jesus im Lohngedanken ihr versinnbildlicht, sich gegenwärtig hält.

Näher soll der Ausblick auf den zukünftigen Lohn dem Christen in einem dreifachen Sinne eine Hülfe sein. Erstlich soll er ihm ermöglichen, die Gewißheit festzuhalten, daß alle anderen Güter nur relativen Charakter haben, und daher der Besitz des Reiches Gottes mit einer Preisgabe dieser Güter, wie immer sie nötig wird, nicht zu teuer erkauft ist. Die Ethik Jesu ist gewiß nicht dualistisch. Der Mann, der über den verschwenderischen Reichtum, den Gott im Haushalt der Natur ausstreut, so unbefangen sich freuen konnte, will gewiß auch bei seinen Jüngern dankbare Freude an allen guten Gaben des himmlischen Vaters finden. Aber freilich das Reich Gottes ist das absolute Gut, und alles, was zu ihm in Spannung treten will, muß abgestoßen werden, nur um den Preis ist die eine köstliche Perle zu haben (Mt. 13, 46). Diese Gewißheit um den alles überragenden Wert des Reiches Gottes besteht gegenwärtig aber notwendig nur in der Form eines Glaubensurteils, das als solches auf seine definitive Rechtfertigung noch wartet. Daß es zu einer solchen kommen wird, sagt Jesus seinen Jüngern auch in der Form des Lohngedankens zu: der Glaube, der alles um des Reiches Gottes willen wagt, wird dadurch „belohnt," daß Gott ihn in vollem Umfange erleben läßt, wie in dem einen Gut des Reiches Gottes zugleich alles andere, was ein Gut zu heißen verdient, gegeben ist.

Eine noch stärkere Belastungsprobe bedeutet für den Glauben der Widerspruch der umgebenden Welt. Dabei handelt es sich gar nicht bloß

Digitized by Google

darum, daß feindliche Gesinnung dem Christen zu einer Versuchung des Abfalls werden kann, dem demütigen Christen kann nicht minder das andere zu einer Versuchung werden, daß er allein recht haben soll und die anderen unrecht. Daher wünscht Jesus im voraus seinen Jüngern eindringlich zu machen, daß sie in der Welt dieselbe Stellung haben müssen, wie er sie gehabt hat (Mt. 10, 24 ff.), zugleich aber will er ihnen zu ihrem Trost einschärfen, daß doch nicht die Gegner sondern er selbst das letzte Wort haben wird und dann zu ihnen sich bekennen wird, wie sie zu ihm sich bekannten. (Mt. 10, 32).

Endlich stellt Jesus den Lohngedanken in direkte Beziehung zu dem Inhalt des sittlichen Lebens selbst. Die göttlichen Gedanken, die der Jünger Jesu in seinem sittlichen Leben verwirklichen soll, treten notwendig zu den natürlichen Gedanken des eigenen Herzens in Gegensatz (Mt. 16, 23, 18, 3) und müssen ihre Durchsetzung immer wieder dem Menschen abringen (Lc. 13, 24). Um so nachdrücklicher wünscht Jesus daher, auch das andere seinen Jüngern eindringlich zu machen, daß die Opfer der Selbstverleugnung, die er ihnen zumutet, nicht vergeblich sein werden (Lc. 6, 35). Sie sollen erleben, daß der Weg zum Großsein in der Tat durch Kleinwerden und Dienen hindurchgeht (Mt. 18, 1 ff.; 20, 25 ff.), ja daß sie gerade dann das Leben gewinnen werden, wenn sie es verlieren (Mt. 10, 39).

An dem allen bestätigt sich immer wieder, was vorhin vorläufig festgestellt wurde: Die Gewißheit zukünftigen Lohnes in dem beschriebenen Sinn soll nach dem Willen Jesu nicht das christliche Leben begründen, aber sie soll eine Hülfe für seine Durchführung sein. Erst wo man das verstanden hat, ist es möglich, dasjenige Problem, welches der Lohngedanke in der Verkündigung Jesu wirklich aufgibt, richtig zu bestimmen. Es liegt in der Frage: Ist eine doppelte Motivierung des sittlichen Lebens denkbar? Unmöglich kann doch dem einzelnen überlassen sein, beliebig zwischen verschiedenartigen Motivreihen zu wechseln. Nun sahen wir zwar, daß, wenn wir es kurz so nennen dürfen, das Zielmotiv lediglich dem Grundmotiv zur Ergänzung dienen soll; aber können wir uns bei dieser Verhältnisbestimmung beruhigen? Wird es praktisch nicht doch darauf hinauskommen, daß tatsächlich entweder das eine Motiv oder das andere entscheidend ist, oder im besten Fall das Christenleben zwischen einem unreflektierten Darleben dessen, was der Christ ist, und einem lohn-

Digitized by Google

süchtigen Warten auf eine zukünftige Vergeltung unsicher hin- und herschwankt? Wirklich überwunden wird die Gefahr nur dann, wenn wir im Sinne Jesu berechtigt sind, die beiden Motivreihen irgendwie zu einer Einheit zu verbinden.

Nun ist offenbar in der Tat dafür bereits in der letzten Ausführung insofern der Boden bereitet, als deutlich wurde, wie eben dasselbe Christenleben, das auf der einen Seite ein Darleben gegenwärtigen Besitzes ist, auf der anderen Seite zu einem Sichausstrecken nach einem zukünftigen Ziel wird. Indem aber dies Ziel dem Lohngedanken unterstellt wurde, wurde es zunächst notwendig lediglich unter dem Gesichtspunkte ins Auge gefaßt, daß es ein von der sittlichen Leistung Verschiedenes ist. Alles wird auf die Frage ankommen, ob das die allein mögliche Betrachtungsweise ist. Verhält sich die zukünftige Seligkeit, die dem Lebenswerk des Jüngers Jesu verheißen ist, zu ihm lediglich als ein durchaus Andersartiges, dann wird der Blick auf das Ziel notwendig in die Sittlichkeit des Christen immer wieder wenigstens einen eudämonistischen Einschlag hineinbringen.

Die letzte Tendenz Jesu weist aber unbedingt in andere Richtung. Schon die soeben aufs neue aufgenommene Gedankenreihe zwingt zu dem Urteile. Denn wenn wirklich das Lebenswerk des Christen notwendig auf ein zukünftiges Ziel hindrängt, dann muß dies Ziel zuletzt auch irgendwie dem gegenwärtigen Lebenswerk entsprechen. Vom anderen Ausgangspunkt wurden wir da zu demselben Gedanken hingeführt, wo der Lohn aus der Leistung selbst zu erwachsen schien. Vor allem aber entscheidet das rechte Verständnis des Reiches Gottes. Das Reich Gottes ist sowohl in der Gegenwart als auch in der Zukunft beides zugleich, das Gute wie das Gut. Hier kann daher jedenfalls auch von vornherein keine Rede davon sein, daß die Vollendungsgestalt des Reiches Gottes der Gegenwart lediglich als etwas Anderartiges gegenüberträte; mag sie auch noch so sehr von der Gegenwartgestalt des Reiches Gottes sich unterscheiden, so ist es doch eben dies Reich, das in ihr sich vollendet. Notwendig hat das dann aber seine Konsequenzen auch für die einzelnen, bei denen das Reich in Gegenwart und Zukunft Wirklichkeit wird. Auch sie können heute dies Reich nicht als das höchste Gut erleben, ohne daß es zugleich zu einer gestaltenden Kraft ihres persönlichen Lebens würde, und ebenso kann mit diesem Reich ihre Seligkeit sich nicht vollenden, ohne daß auch ihr persönliches Leben sich vollendete.

Digitized by Google

Ja, beidemal muß auch hier zuletzt das Gut und das Gute identisch sein. Das ist das Gute im Sinne Jesu, daß der Mensch um seinetwillen sich ganz an Gott hingibt, bis zum Verlieren des Lebens; aber eben, weil es Hingabe an Gott ist, bedeutet es zugleich für den Menschen seine Seligkeit, in der er sich selbst findet. Das ist es, was dem tiefsinnigen Worte Jesu vom Verlieren und Gewinnen des Lebens eine über den nächsten Sinn weit hinausgehende Gültigkeit verleiht. Im übrigen ist es gewiß richtig, daß Jesus selbst nicht die eben angedeuteten Zusammenhänge durchgeführt hat, das braucht uns aber nach dem früher Gesagten nicht mehr zu befremden und kann uns an der Richtigkeit der Kombination in seinem Sinne nicht irre machen. Die Weise jedenfalls, wie Johannes den Begriff des ewigen Lebens in den Mittelpunkt stellt, ist unmittelbare Bestätigung. In dem Begriff liegt ja direkte Kontinuität zwischen Gegenwart und Vollendung. Aber auch bei den Synoptikern scheint das, was wir meinen, an einer Stelle fast wie auf eine Formel gebracht; ich denke an die Form, in welcher bei Lukas (6, 35) die Verheißung für die, welche auch den Feinden noch Gutes tun, überliefert ist: „Euer Lohn wird groß sein und ihr werdet Kinder des Höchsten sein". [1]) Darf man das *καί* an dieser Stelle explikativ verstehen, dann wäre die vorhin vollzogene Kombination direkt ausgesprochen, aber auch im andern Falle bleibt die Aussage überaus charakteristisch. Wenn die Kinder Gottes — vergleiche das „euer Vater" im unmittelbar folgenden Verse — den Feinden gegenüber die Gesinnung Gottes betätigen, dann werden sie dadurch in vollem Sinne, was sie sind, Kinder Gottes, und damit wird der Lohn in engsten Zusammenhang gebracht. Jedenfalls entspricht es auch nach den Synoptikern der Gesamtanschauung Jesu, wenn man ihn dahin versteht, daß Gottes Kinder eben dadurch, daß sie in der Welt als solche sich betätigen, beständig werden, was sie sind, und eben darin der Vollendung entgegenreifen, in welcher mit der Vollendung des gesamten Reiches Gottes auch ihre persönliche Gotteskindschaft sich vollenden wird.

Gewiß treten damit neben den Lohngedanken ganz andere Gedankenreihen. Aber es bleibt auch jetzt noch für die Wahrheit, die in ihm liegt, durchaus Raum. Denn einmal unterscheidet sich immer noch, „der Lohn" der zukünftigen Seligkeit ebenso von dem gegenwärtigen Lebenswerk des

1) Vgl. dazu, wie zu dem Folgenden auch Weiß a. a. O. p. 323 f.

Digitized by Google

Jüngers Jesu, wie die Vollenduug von dem Anbruch. Sodann aber und vor allem ist es doch nur die eine Seite der Sache, die für sich allein genommen ein durchaus unrichtiges Bild ergeben würde, daß die Vollendung aus der Gegenwart heraus wächst. Wie vielmehr das Christenleben auch in der Gegenwart an der Wirkung Gottes seinen tragenden Grund hat, so wird auch die Volleudung der Seligkeit im strengen Sinne Gottes Gabe sein. Nicht bloß um deswillen, weil unter allen Umständen die Vollendung des einzelnen an die Vollendung des Reiches Gottes geknüpft ist, sondern auch die Vollendung der persönlichen Gotteskindschaft kann nur als persönliche Gabe erlebt werden. Daß sie aber dem mit innerer gottgewollter Notwendigkeit zuteil wird, der mit dankbarer Treue die gegenwärtige Gotteskindschaft in der Wirklichkeit des ganzen Lebens selbst Wirklichkeit werden läßt, versinnbildlicht und individualisiert der Lohngedanke.

Das ist das Verständnis des Lohngedankens, wie es der letzten Absicht Jesu entspricht. Es bleibt nur die Frage übrig, wie im Lichte dieses Verständnisses über die Bedenken zu urteilen ist, die am Eingang des Ganzen gegen die Herübernahme des Lohngedankens in die Ethik geltend gemacht wurden. So wird sich abschließend ergeben, wie die christliche Ethik zu einer Verwertung des Lohngedankens sich zu stellen hat.

III.

1) Drei Bedenken waren es, auf die der Eingang hinwies. Hinsichtlich der beiden ersten Punkte werden wir jetzt außerordentlich kurz sein dürfen; es bedarf nur einer Zusammenfassung dessen, was sich bereits ergab. Längst ist ja schon anerkannt, daß die Übertragung des Lohngedankens im eigentlichen Sinne auf Gott ganz besonders auch um deswillen unvollziehbar ist, weil damit ein Anspruch des Menschen Gott gegenüber anerkannt wäre. Aber gerade Jesus ist es auch, dem wir vor allem die Erkenntnis verdanken, daß ein Rechtsanspruch Gott gegenüber in jeder Weise unmöglich ist. Sein ganzes Leben galt in jeder Form dem Kampfe gegen den Pharisäismus, der sich selbst eine Leiter zum Himmel bauen möchte. Die Summe aller Verkündigung Jesu ist aber die frohe Botschaft, daß von Gott aus das Reich Gottes in die Welt hineingewirkt ist, und Aufnahme hat diese Botschaft gerade bei denen gefunden, die in

Digitized by Google

mannigfach gearteter Gestalt die schmerzliche Erfahrung gemacht hatten, daß sie nicht selbst ins Reich Gottes sich hineinzuarbeiten imstande seien. Die Seligpreisungen sind das Grundgesetz in der Religion Jesu. Seit ihm wissen wir, daß es kein Gemeinschaftsverhältnis zu Gott in Gegenwart und Zukunft geben kann, das nicht ganz auf Gottes Setzung beruht.

Wer diesen Tatbestand sich klar gemacht hat, wird von vornherein für unmöglich halten müssen, daß Jesus an diesem über alles entscheidenden Punkt mit der Aufnahme des Lohngedankens sich selbst widersprochen habe. Wohl hat Jesus ihn aufgenommen, wie er ihn vorfand, und der Gedanke war an sich hervorragend geeignet, für populäre Verkündigung den Zusammenhang zwischen Zeit und Ewigkeit zu veranschaulichen und auch die ewige Vollendung als Gabe Gottes scharf hervortreten zu lassen. Aber indem Jesus ihn aufnahm, hat er aus dem Lohngedanken etwas ganz anderes gemacht, als er für das zeitgenössische Judentum bedeutete. Während man hier sich Gott vorzurechnen getraute, was er zu belohnen schuldig sei, hat Jesus gerade auch da, wo er den Lohngedanken verwendet, allen Anspruch zu Boden geschlagen. Auch er lehrt eine Vergeltung, aber eine Vergeltung, durch welche die Empfänger selbst überrascht werden.

Mit diesen Sätzen ist aber freilich auch bereits das andere aufs neue anerkannt, daß das höchste Gut im Sinne Jesu ein transzendentes ist. Um den Preis ist religiöse Ethik überhaupt nur zu haben, so gewiß sie irgendwie um den Gedanken des Verhältnisses des Menschen zu Gott sich bewegt. Bei Jesus tritt das dadurch besonders scharf hervor, daß er mit solchem Nachdruck das Reich Gottes durch Gott selbst von oben herab in die Geschichte hineingewirkt sein läßt; auch indem es in die Welt eingeht, bleibt es durchaus *βασιλεία τῶν οὐρανῶν*. Vollends ist es in dieser Vollendungsgestalt, auf die der Lohngedanke hinweist, transzendent. Aber eben dieser Lohngedanke weist andererseits, indem er das Trachten nach dem Reiche Gottes einschärft, mit diesem Trachten gerade in die Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens hinein. Das Reich Gottes ist ja selbst in die Geschichte hineingetreten und soll wie ein Sauerteig alles im Ganzen wie im Leben des einzelnen durchdringen.

Und nun darf man getrost sagen, daß gerade die Ethik Jesu zu aller verstiegenen Frömmigkeit in bewußtem scharfen Gegensatz steht. Man achte nur darauf, wie ernstlich der Herr allem äußeren Gepränge der

Digitized by Google

Frömmigkeit entgegentritt, wie scharf er auch die verkehrte Art geißelt, in welcher der Mensch den nächsten Pflichten im Namen eines Dienstes Gottes sich entziehen möchte, und wie er vor allem selbst in seiner ganzen Lebensführung das Vorbild schlichter Durchdringung des Lebens mit den Gedanken Gottes gibt. Man bleibe mit dem Blick nur nicht immer an den Aussagen haften, in denen Jesus im Vergleich mit dem absoluten Gut des Reiches Gottes alle Güter notwendig relativiert. Gewiß, es ist Jesus mit diesen Aussprüchen gewaltiger Ernst, und es wurde bereits scharf betont, daß in der Tat überweltliche Motive es sind, von denen das Leben der Jünger Jesu sich bestimmen lassen soll. Aber das ist gerade der Heroismus in der Ethik Jesu, daß sie dem Menschen zumutet, die überweltlichen Motive in der Welt, die ihn umgibt, schlichte Wirklichkeit werden zu lassen und sie als eine Kraft für die tägliche Arbeit an den Aufgaben auf dieser Erde zu erleben.

Also, wenn Jesus im Lohngedanken den Blick auf ein transzendentes, ewiges Gut richtet, dann ist die Meinung nicht die, daß er den Menschen den Aufgaben der Gegenwart entfremden will, er will ihn vielmehr die Kunst lehren, allem Zeitlichen Sinn und Bedeutung für die Ewigkeit abzugewinnen. Nicht eine Vernichtung des gegenwärtigen Lebens, sondern gerade eine Erhebung zu bleibendem ewigen Werte, das ist es, worauf die Ethik Jesu es abgesehen hat. Ewiges Leben in der Zeit, diese Formel, auf die bei Johannes alles gebracht ist, trifft in der Tat genau die Sache.

3. Nur hinsichtlich des dritten am Eingang bezeichneten Bedenkens bedarf das gewonnene Resultat noch einer weiteren Sicherstellung: Bringt nicht der Lohngedanke in die Ethik notwendig einen eudämonistischen Zug? Unwillkürlich bewegte sich ja auch die Darstellung der Verkündigung Jesu tatsächlich zuletzt um diesen Punkt. In der Tat bezeichnet diese Frage, man darf wohl sagen, *das* Problem, welches der Lohngedanke aufgibt; auch da, wo er seiner rechtlichen Gestalt entkleidet ist, bleibt diese Frage immer noch übrig. Nun muß man zu allererst sich klar machen, daß, wenn hier ein Problem vorliegt, es innerhalb der Verkündigung Jesu selbst vorliegt. Denn das sollte man jedenfalls nicht bezweifeln, daß die Ethik Jesu, auf das Ganze gesehen, einen stark antieudämonistischen Charakter trägt. Das Gute ist für Jesus nicht das relativ Wertvolle und das relativ Geltende, sondern das absolut Geltende und absolut Wertvolle. Mittel zum Zweck der Eudämonie ist es so wenig, daß Jesus unbekümmert das ganze

Digitized by Google

Glück eines Lebens zerschlägt, wenn das durch das Gute gefordert wird. Im Grunde folgt diese Stellnng Jesu schon aus dem theonomen Charakter seiner Ethik. Man urteilt freilich durchweg umgekehrt, daß theonome Ethik notwendig eudämonistischen Charakter tragen müsse. In Wirklichkeit ist das aber nichts als ein Vorurteil. Es entsteht nur dadurch, daß man nnwillkürlich der theonomen Ethik die Vorstellung unterschiebt, als stehe Gott nach ihr zu dem Menschen in einem Privatverhältnis, wo dann freilich nur ein Lohnangebot in irgend einer Form den Willen des Menschen dienstbar machen könnte. Aber es wurde bereits nachdrücklich betont, daß Jesus die Sache eben nicht so ansieht. Wo immer er als Interpret des göttlichen Willens dem Menschen gegenüber tritt, da verhandelt er nicht etwa erst, ob die Menschen diesen Willen anerkennen wollen oder nicht, er setzt vielmehr einfach voraus, daß der Wille Gottes an den ihm gehörenden Menschen notwendig als das Seinsollende sich bezeugen werde, das den Menschen unbedingt für sich fordere, möchte er auch durch seine Weigerung die ganze Welt für sich gewinnen können. Das sind Gedanken, welche gerade auch die Ethik der Gegenwart nachdrücklich zu betonen Anlaß genug hat. Daß das von Gott gewollte Gute rein um seiner selbst willen getan sein will, daß es dagegen in keiner Form nur Mittel zum Zweck sein darf, das wird gerade christliche Ethik eindringlich machen wollen.

Dann aber wird es allerdings für sie zu einer dringenden Frage: Tritt es mit jener anticudämonistischen Haltung der Ethik Jesu nicht in Widerspruch, daß er auf der anderen Seite nicht bloß von einem Lohn der Soligkeit weiß, sondern bestimmt auch auf ihn den Blick richten heißt? Daß das im eudämonistischen Sinne mißverstanden werden kann, ist ohne weiteres zuzugeben, und auch daß es vielfach so verstanden ist, liegt am Tage. Wo es aber in dem Sinn verstanden wird, wie Jesus es nach den frühoren Erörterungen verstanden haben will, so dient — um das Resultat vorwegzunchmen — gerade dieser Ausblick auf das Ziel der Vollendung dazu, dem Eudämonismus das Wahrheitsmoment, durch das er allein lebt, zu entwinden und ihn dadurch zu überwinden.

Man möchte von vornherein ja vermuten, daß eine solche Anschauung wie dio des Eudämonismus nicht von alters her bis auf die Gegenwart so viel Freunde um sich hätte versammeln können, wenn nicht in dem Irrtum ein Wahrheitsmoment sich verbürge. Was aber den Eudämonismus immer wieder zu empfehlen scheint, ist eine einfache psychologische Tat-

Digitized by Google

sache. Die Tatsache ist diese, daß nichts den Willen zu motivieren vermag, das nicht irgendwie in einem Wertgefühl als ein Gut dem Menschen sich aufdrängte. Auch das Gute kann daher als das Gut bei ihm nur so sich durchsetzen, daß es zugleich als das absolut Wertvolle, als das Gut erlebt wird. Das ist der Grund, der es rein psychologisch angesehen unmöglich macht, bei einer rein formalen Bestimmung der sittlichen Aufgabe, wie etwa Kant sie vollzieht, sich zu beruhigen. Wie kräftig auch hier der alles überragende Wert der Pflicht betont werden mag, so kann das doch psychologisch nicht deutlich gemacht werden, und es ist nicht abzusehen, wie das rein formal bestimmte Gute wirklich Motivationskraft für den Willen erhalten soll. Um es sogleich hinzuzufügen: nur die Form der Ethik vermag hier eine Antwort zu geben, die irgendwie die sittliche Aufgabe dahin bestimmt, daß der Mensch das werde, was zu sein er nach seinem Wesen berufen ist. Unmittelbar leuchtet ein, daß eine Forderung, daß der Mensch er selbst werde, anders ausgedrückt, sich selbst finde, notwendig als das unbedingt Wertvolle erlebt wird; etwas Höheres scheint es in der Tat nicht geben zu können, als daß der Mensch sich selbst findet. Allerdings kann es auch hier mit einer bloß formalen Bestimmung nicht getan sein. Alles kommt darauf an, wie inhaltlich das Werdeziel des Menschen bestimmt wird. Motivationskraft wird das Ziel nur insoweit haben, als es wirklich von dem Menschen selbst als das ihm immanente Ziel erlebt werden kann. Das ist der Punkt, an dem auch die hier beschriebene Ethik auf Fragen stößt, auf die zuletzt nur ein Glaube die Antwort zu geben imstande ist.

Der christliche Glaube ist nun unlöslich mit der Gewißheit verknüpft, daß der Mensch schöpfungsmäßig auf Gott hin angelegt ist; von da aus muß auch verstanden werden, daß die Forderung der unbedingten Hingabe an Gott, die für ihn den Inhalt des Guten ausmacht, als das Gut erlebt werden kann. An sich kann ja gerade der Rigorismus der christlichen Ethik zu dem Selbstgefühl des Menschen — das Wort in rein psychologisch neutralem Sinn verstanden — in schneidendem Gegensatz zu stehen scheinen: sich selbst an Gott zu verlieren, wie kann das für den Menschen höchstes Gut sein? Die Möglichkeit liegt in der schöpfungsmäßigen Bestimmtheit des Menschen für Gott. Aber auch nur die Möglichkeit. Daß Gott, oder subjektiv ausgedrückt, die Hingabe an Gott für den Menschen wirklich das höchste Gut bedeutet, darüber kann es erst da zur Gewißheit kommen,

Digitized by Google

wo es zu einem persönlichen Erleben Gottes kommt. Bis dahin muß die Forderung, an Gott sich ganz zu verlieren, um in ihm erst sich selbst zu finden, als eine unerträgliche Zumutung, im besten Falle als eine geistreiche Paradoxie erscheinen. Um deswillen bildet das im Ernst für das ganze Christenleben auch nach seiner ethischen Seite die Grundlage, daß Gott auf den Menschen eindringt, sich ihm selbst ganz gibt und durch diese Selbstdarbietung ihn in seine Gemeinschaft hinüber zieht. Mit andern Worten, es ist so, wie sich vorhin in der Beschreibung der Predigt Jesu ergab: Das allererste ist, daß der Jünger Jesu durch ihn Kind Gottes wird. Daß er es ist, ist das entscheidende Grundmotiv für das ganze sittliche Handeln, und das sittliche Handeln selbst ist nichts weiter als das schlichte Darleben jener Gotteskindschaft in der Wirklichkeit dieses Lebens.

Dann aber taucht auch in der religiösen Ethik aufs neue das Grundproblem der prinzipiellen Fundamentierung aller Ethik auf. Das Grundproblem liegt in der eben aufgeworfenen Frage: Wie kann das Gute, gerade je mehr es ohne endämonistische Beimischung rein das Gute als solches sein soll, als das Gut erlebt werden. Die eben beschriebene Ethik hatte eine bis zum gewissen Grade gemeinsame Antwort, aber reicht sie aus, und ist es wirklich in jedem Sinne ohne weiteres wahr, daß Vollendung der eigenen Persönlichkeit das Gut für den Menschen bedeutet? Setzt der Satz nicht, wenn er nicht näher bestimmt wird, nach zwei Seiten hin eine Isolierung der Persönlichkeit voraus, die der Wirklichkeit gegenüber nicht stand hält? Erstlich: gibt es überhaupt Vollendung des einzelnen nur als dieses einzelnen? Ist er nicht etwa in einen Zusammenhang mit der gesamten Menschheit eingespannt, der eine solche Annahme von vornherein Lügen straft? Legt nicht auch in ihm selbst etwas Einspruch dagegen ein, daß schon mit einer isolierten Vollendung des eigenen Lebens das Gut für ihn gewonnen sei? Oder genauer gesagt: würde nicht eine einfache psychologische Analyse ergeben, daß es für den Menschen überhaupt keine Vollendung des eigenen Selbst gibt, die ihn lediglich in Gegensatz zu andern stellte oder auch nur gegen ihre Vollendung gleichgültig sein ließe, so gewiß im Menschen mit den selbstischen Gefühlen altruistische unlösbar verflochten sind?[1]) Zum anderen: Ist nicht der Mensch in die ihn umgebende Welt viel zu

1) Vgl. Wundt, Ethik[3] I, p. 127 f.

Digitized by Google

eng verflochten, als daß auch nach dieser Seite die Behauptung sich aufrecht erhalten ließe, das Gute als persönliche Lebensvollendung sei ohne weiteres das Gut? So oft auch im Interesse eines solchen Satzes von alters her bis auf die Gegenwart behauptet ist, daß alles, was in der Welt ihm zu widersprechen scheint, in Wirklichkeit nicht dawider aufkommen könne, daß mit anderen Worten das Übel kein Übel sei, so oft droht doch ein derartiges Urteil mit der schlichten Wahrhaftigkeit in Konflikt zu kommen. Dann aber drängt sich die Frage noch einmal auf: Ist die Abweisung jedes Eudämonismus nicht zu voreilig gewesen? Muß nicht wenigstens irgendwie mit dem Gedanken des Guten der andere der Glückseligkeit verknüpft werden, um den Begriff des höchsten Gutes zu erschöpfen?

Bekanntlich hat sogar kein geringerer als Kant zuletzt bei einer derartigen Kombination Beruhigung gesucht. Und daß der scharfe Gegner des Eudämonismus das tat, gibt gewiß sehr zu denken. Indes kann man doch nur urteilen, daß das auch bei Kant auf einen Selbstwiderspruch hinauskommt. Kant glaubt freilich, jene Kombination ohne eudämonistische Trübung des Sittlichen vollziehen zu können, wenn nur die Triebfeder des sittlichen Handelns allein in der Vorstellung der Pflicht gefunden werde. Aber es ist eben fraglich ob man sich bei einer derartigen Unterscheidung objektiver Notwendigkeit und subjektiver Motivierung beruhigen kann. Kant konnte diese Frage sich verbergen, weil er überhaupt auf die psychologische Vermittlung der sittlichen Motivierung nicht reflektierte. Wo aber das geschieht, wird jene Unterscheidung zur Unmöglichkeit. Erschöpft das Gute wirklich nur in der Verbindung mit der Glückseligkeit den Begriff des höchsten Gutes, dann kann es auch nur in dieser Verbindung auf den Menschen absolute Motivationskraft ausüben. Das heißt aber, daß grundsätzlich bereits darauf verzichtet ist, daß das Gute allein für sich als das Gut erlebt werden kann und daher absoluten Wert beanspruchen darf. Tatsächlich ist es für den Menschen zu einem relativen Wert geworden, der der Ergänzung durch eudämonistische Motive bedarf. Dann wird sich aber auch immer wieder herausstellen, daß hier disparate Motivreihen in einer Weise koordiniert werden müßten, die in Wirklichkeit nach der einen oder anderen Seite weiter drängt. Ist aber einmal anerkannt, daß die Glückseligkeit zu dem Guten hinzutreten muß, dann ist sie im Grunde dem Guten bereits übergeordnet, und es wird sich

Digitized by Google

auf die Dauer gar nicht vermeiden lassen, daß doch wieder eudämonistische Motive das eigentlich Ausschlaggebende werden.

Soll die Gefahr wirklich vermieden werden, dann muß man durchaus auf dem Satze stehen bleiben, daß das Gute als solches auch als das Gut zu gelten hat. Wie sind aber dann die Einsprüche zu überwinden, welche die Wirklichkeit gegen eine derartige Identifizierung zu erheben scheint? Offenbar kann das nur so geschehen, daß das Gute selbst in einem Sinn und Umfang bestimmt wird, der jene Bedenken von vornherein ins Unrecht setzt. Unter diesem Gesichtspunkt ist es überaus lehrreich zu beobachten, wie der individuelle Evolutionismus zum universalen wird. Indem die Entwicklung des einzelnen zur Entwicklung der Menschheit sich erweitert, wird jedenfalls das Bedenken beseitigt, das einer Isolierung des einzelnen dem andern gegenüber entgegenstand. In dem Maße aber als es zugleich gelingt, in die Vollendung der Menschheit eine Vollendung der von ihr produzierten Kulturwerte hineinzuarbeiten, scheint auch eine Überwindung des zweiten Bedenkens möglich zu werden. Mag empirisch angesehen immer noch das Gute mit seinem Anspruch auf absoluten Wert mannigfach ins Gedränge kommen, so scheint das doch jetzt in der Gewißheit ertragen werden zu können, daß einmal diese Spannung überwunden wird.

Aber ist dem wirklich so? So lebhaft man auch den Wert einer so orientierten Ethik anerkennen, ja in ihr einen Höhepunkt der außerreligiösen Ethik sehen mag, so wenig wird man doch sagen können, daß sie an dem Punkt, der uns hier beschäftigt, über die Schwierigkeiten hinweghelfe. Darüber wenigstens kann sich ja niemand einer Täuschung hingeben, daß auch auf der denkbar höchsten Stufe menschheitlicher Entwicklung die Spannung zwischen dem Guten und der Welt der Güter nicht aufhören wird. In unsern Zusammenhang gehört aber die andere Frage noch unmittelbarer hinein, ob es auch nur —, ich will nicht sagen, gelungen ist, denn wir haben es hier nicht mit einer Kritik einzelner Systeme, sondern allein mit der grundsätzlichen Frage zu tun, aber ob es — gelingen kann, die Vollendung der Menschheit als solche und die Vollendung der von ihr entwickelten Güter zur Einheit zu verbinden. Man kann das in verschiedenen Formeln versuchen, aber wird alles Geschick der Formulierung auch verdecken können, daß in Wirklichkeit disparate Größen in eins zusammengeschaut werden sollen, und wird daher nicht

Digitized by Google

alle Kombination immer wieder nach der einen oder andern Seite drängen? Das eine Mal wird man unwillkürlich die Vollendung der Menschheit selbst in der Vollendung der von ihr produzierten geistigen Werte erkennen wollen; dann aber droht entweder die Gefahr, daß aus dem sittlichen Ideal ein Kulturideal wird, oder aber, wenn die Bedeutung jener Güter für die Menschheit nicht vernachlässigt werden soll, droht der ohnehin schwer rein festzuhaltende Begriff objektiver Werte doch wieder zur Wohlfahrt aller im Sinn des objektiven Eudämonismus zu werden. Das andere Mal soll wirklich, wie der sittliche Gedanke es doch fordert, die Vollendung der Menschheit selbst in ihrem persönlichen Leben das eigentliche Ziel sein, dann wird es schwer sein, deutlich zu machen, daß sie nicht ohne die Vollendung jener geistigen Güter sein kann. Und doch ist wichtiger als alle Kritik die Konstatierung der Tatsache, wie mit innerer Notwendigkeit der Versuch, das Entwicklungsziel der Menschheit zu beschreiben, die Richtung annimmt, einen Zustand zu postulieren, in welchem die Vollendung der Menschheit mit einer Vollendung der durch sie bedingten und sie bedingenden Welt objektiver Güter unlösbar zur Einheit verbunden ist. Wirklich aufgelöst ist aber die Spannung zwischen der Welt des Guten und der Welt der Güter nur in der Idee des Reiches Gottes.

Grundsätzlich angesehen schon jetzt. Jene Selbstdarbietung Gottes zur Gemeinschaft, die für uns die Grundlage des Christenlebens auch nach seiner sittlichen Seite bildet, geschieht nämlich näher so, daß das Reich Gottes innerhalb der Menschheit und damit zugleich für den einzelnen Wirklichkeit wird. Die Selbsthingabe des Menschen an Gott ist daher notwendig zugleich Hingabe an das Reich Gottes. Damit ist von vornherein jeder Gedanke an eine Isolierung des einzelnen ausgeschlossen, und seine Vollendung ist unmittelbar in die Vollendung dieses Reiches verflochten. Aber auch die zweite Schwierigkeit, die vor allem in diesen Zusammenhang hineingehört, findet hier ihre Lösung. Das Reich Gottes ist notwendig auch im objektiven Sinne *das* Gut. Nicht bloß im subjektiven Sinn, wie es bisher ins Auge gefaßt wurde, daß die Hingabe des Menschen an Gott als das absolut Wertvolle erlebt wird, weil in ihm seine Persönlichkeit sich vollendet. Auch objektiv ist notwendig im Reiche Gottes die Fülle aller Güter beschlossen, so gewiß von Gott selbst absolute Wesensfülle auszusagen ist. Darauf beruht, daß Jesus seinen Jüngern zusagen

Digitized by Google

konnte, daß sie in seinem Reich für alle Güter, die sie preisgaben, Ersatz finden würden. Das ist kein mechanisches Lohnexempel, aber der Glaube erlebt die Wirklichkeit, wenn alle anderen Güter nun gerade, da Gott in ihnen ihm begegnet, wesenhafte Güter werden, für alles aber, was er entbehrt, in Gott Ersatz ist.

Das alles aber ist eben Gewißheit und Erleben des Glaubens, und schon in der biblischen Darstellung trat uns entgegen, daß diese Gewißheit auf harte Proben gestellt werden kann. Das ist der Punkt, den die Erinnerung im Auge hatte, daß auch innerhalb der religiösen Ethik noch einmal die Frage auftauchen kann: Ist das Gute wirklich *das* Gut? In der religiösen Ethik lautet die Frage: Ist Gott wirklich das höchste Gut? Ein Blick in die alttestamentlichen Psalmen macht deutlich, bis zu welchem Grade der Fromme noch von solchen Fragen angefochten werden kann. Aber noch lehrreicher ist, an diesem Punkte das Neue Testament mit dem Alten Testament zu vergleichen. Wohl hat auch das Neue Testament für das „dennoch" Verständnis, mit welchem die alttestamentliche Frömmigkeit dem Glück der Gottlosen und dem Unglück der Frommen gegenüber sich zurecht finden muß. Aber im Neuen Testament waltet doch viel mehr der Ton triumphierender Gewißheit vor, daß alle Spannung zwischen dem Gut und der Welt der Güter, die auch der Gläubige noch erfährt, in Wirklichkeit nichts zu bedeuten habe. Das hängt doch *auch* damit zusammen, daß im Alten Testament der Blick auf die lichte Zukunft fehlt, den das Neue Testament kennt. In der inneren und äußeren Not, in welche auch die neutestamentliche Gemeinde noch in dem Kampfe um das Gute verflochten wird, richtet sich ihr Blick nach dem Willen des Meisters auf die Vollendung, in der alle Spannung zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll, überwunden ist. Aller Fortschritt der Menschheit kann diesen Zustand aus sich selbst nicht heraufführen, Gott aber führt ihn herauf, indem er sein Reich vollendet, in welchem er alles in allem ist (1. Kor. 15, 28).

Das ist das Ziel der Entwicklung, auf das die christliche Ethik mit dem recht verstandenen Lohngedanken den Menschen in dem sittlichen Ringen der Gegenwart hinausweist. Es ist umfassend genug — das kann hier freilich nicht nachgewiesen werden, sollte aber wenigstens doch ausgesprochen sein, — um allem, was an zeitlichen Zielen einen bleibenden Wert hat, eine Bedeutung für sich zuzuerkennen. Es ist aber zugleich einfach

Digitized by Google

genug, um wirkliche Motivationskraft zu besitzen. Freilich nur für den, der schon eine gegenwärtige Wirklichkeit des Reiches Gottes kennt. Das soll gar nicht verschleiert werden; daran bestätigt sich vielmehr aufs neue, daß das entscheidende Grundmotiv des ganzen christlichen Lebens in der Tat nur in dem liegen kann, was der Christ schon jetzt von Gott erfahren hat und in der erfahrenen Liebe Gottes besitzt. Ebenfalls wird gerade so von vornherein ein Bedenken ausgeschaltet, das gegen die evolutionistische Ethik gelten mag. Tritt das letzte Ziel der Entwicklung selbst erst in steigendem Maße innerhalb der Entwicklung heraus, und bleibt es daher für die Gegenwart im einzelnen notwendig undurchsichtig, dann drängt sich freilich die Frage auf, ob das Ziel in seiner Idealgestalt wirklich Motivationskraft für die Gegenwart besitzen kann. Für den Christen ist das Ziel der Entwicklung kein fremdes; da vielmehr in ihm sich nur vollendet, was dem Anfang nach bereits gegenwärtiger Besitz ist, vermag auch das Ziel für den Christen Motivationskraft zu gewinnen. Im Grunde genommen handelt es sich garnicht um ein doppeltes Motiv. Es ist das Reich Gottes oder, auf den einzelnen bezogen, die Gottesgemeinschaft, die gegenwärtig im Anbruch vorhanden ist und in der Zukunft sich vollendet, welche das Christenleben motiviert. Nur wird das eine Motiv in verschiedener Gestalt und daher nach verschiedener Richtung wirksam. Insofern die Gottesgemeinschaft gegenwärtiger Besitz ist, bildet sie in der Erfahrung Gottes und seiner Liebe das Motiv, sie selbst in der Liebe zu Gott und zu den Brüdern in der Wirklichkeit des gegenwärtigen Lebens auszugestalten. Insofern diese Gemeinschaft aber über sich auf eine zukünftige Vollendung hinausweist, läßt sie den Christen auf keiner Stufe ausruhen, aber auch bei keiner Stufe ermüden: endlich kommt doch der „Lohn" der Vollendung. Mit eudämonistischen Gedanken hat daher dieser Ausblick auf das Ziel nichts zu tun, er verbürgt dem Christen nur, daß sein Lebenswerk nicht vergeblich sein wird. Wer daran Anstoß nehmen will, hat sich noch nicht klar gemacht, daß wirkliches sittliches Leben nur in dem Maße möglich ist, als es an seinen Erfolg zu glauben vermag.

4) In diesem Sinne hat demnach die christliche Ethik keinen Anlaß des Lohngedankens sich zu schämen. Es würde freilich nicht bloß unerträglich sein, wenn er einen rechtlichen Anspruch des Menschen Gott gegenüber begründen sollte, sondern es wäre überhaupt für jede echte Sittlichkeit tödlich, wenn wirklich eine dinglich gedachte Seligkeit für ein

Digitized by Google

dann zuletzt notwendig auch äußerlich gedachtes sittliches Handeln das Motiv abgeben sollte. Aber ein derartiges Verständnis des Lohngedankens ist für die christliche Ethik schon um deswillen ausgeschlossen, weil es eben an einem durchaus unzutreffenden Verständnis der Seligkeit haftet. Auch die jenseitige Seligkeit kann nichts anderes sein, als vollendete Gottesgemeinschaft; indem daher der Lohngedanke diese in Aussicht stellt, verheißt er lediglich der gegenwärtigen Gottesgemeinschaft ihre Vollendung. Als Lohn kann aber diese Vollendung, allgemein ausgedrückt, um deswillen beschrieben werden, weil sie doch der gegenwärtigen Gottesgemeinschaft als von Gott gewollter und von ihm gewährleisteter Ertrag gegenüber tritt. Näher haftet die Wahrheit des Lohngedankens an dem doppelten, daß er einerseits die gegenwärtige Gottesgemeinschaft insofern ins Auge faßt, als sie eine von den Menschen zu realisierende Aufgabe bedeutet, für deren Durchführung er Gott verantwortlich ist, und daß er andererseits die zukünftige Seligkeit unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß sie Gottes Gabe ist, welche auf jene gottgewollte Verwirklichung der Gottesgemeinschaft in diesem Leben antwortet. Mit andern Worten, der Lohngedanke verknüpft die subjektive Realisierung der gegenwärtigen Gottesgemeinschaft mit ihrer objektiven Vollendung unter dem Gesichtspunkt der sittlichen Leistung und des gottgewollten Ertrages.

Seine Bedeutung aber für den Christen liegt darin, daß er auf der einen Seite das Bewußtsein der Verantwortung lebendig hält, andererseits aber ihm den Erfolg des sittlichen Handelns verbürgt. Indem Gott seinen Kindern zumutet, als solche in der Welt sich zu bewähren und in ihr durch überweltliche Motive sich bestimmen zu lassen, und so sie zwingt, jene Spannung, in welche alles sittliche Ringen versetzt, in einzigartiger Weise zu durchleben, will er das nicht tun, ohne zugleich als „Lohn“ ihnen zuzusichern, daß mitten unter aller Verkennung der Menschen seine Anerkennung ihnen gewiß ist, und daß das Gute, so viel es auch negiert werden mag, doch zuletzt als das Gute offenbar werden, ja in seinem vollen Umfange und in allen Konsequenzen sich vollenden muß. Mit einem Worte, daß Gott der Garant des Guten ist, das ist die Wahrheit des Lohngedankens.

Das ist aber eine Wahrheit, welche die christliche Ethik nicht zu verdecken, sondern nachdrücklich zu betonen viel Anlaß hat. Es handelt sich in der Tat um nichts Geringeres, als um die Sicherstellung des ab-

Digitized by Google

soluten Charakters des Guten. Ist das Gute nur ein relativer Wert, weil es schließlich Mittel zu etwas anderem ist, dann mag es erträglich scheinen, wenn das Gute selbst in der Welt untergeht; ist es Mittel zum Zweck gewesen, dann „hat es seinen Lohn dahin". Ist dagegen das Gute das absolut Wertvolle, dann ist jeder Gedanke, daß das Gute in der Welt untergehen könnte, eine Versuchung für das Üben des Guten selbst. An eine vergebliche Sache vermag niemand seine ganze Kraft zu setzen. Auch wenn sittliches Pathos es anders behauptete, so würde doch ein derartiger Widerspruch an der einfachen psychologischen Unmöglichkeit zu schanden werden. An die Verwirklichung des Guten kann der Mensch nur dann sich ganz hingeben, wenn er an die Verwirklichung im strengen Sinne glaubt. Wie aber ein solcher Glaube anders fundiert sein könne, als in dem Glauben an Gott, ist freilich nicht abzusehn. Wer dagegen an ihn glaubt, als den Garanten des Guten, wie er in Jesu Christo als das Gute und das Gut offenbar geworden ist, darf alle sittliche Arbeit unter die Gewißheit stellen: *ὁ κόπος οὐκ ἔστι κενὸς ἐν κυρίῳ* (1. Kor. 15, 58).

Digitized by Google

Digitized by Google